Die Heimat in der Neuen Welt.

Achter Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,
geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika
und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

Fünfunddreißigster Brief.

Cardinas, 19. März.

Es war in Cardinas, wo im vergangenen Jahre die erste kopflose Räuberexpedition gegen Cuba unter Lopez' Anführung landete und durch die Tapferkeit der spanischen Soldaten zurückgetrieben wurde. Man zeigt hier noch die Löcher von den Kugeln in den Mauern. Und nun lebt man hier in täglicher Erwartung und Furcht vor einem neuen Ueberfall unter demselben Anführer, wovon bereits Gerüchte im Umlauf sind. Man hält Wacht und ist in der Stadt auf seiner Hut.

Cardinas ist eine kleine Stadt von derselben Bauart wie Havanna. Sie treibt starken Handel mit Zucker und Syrup und liegt am Meere, aber so tief, daß sie nur wenig vom Meere sieht. Ihr Hafen ist sehr seicht und gestattet größern Fahrzeugen das Einlaufen nicht.

Ich wohne in einem kleinen Hôtel, welches von Mrs. W** gehalten wird, der Witwe eines Portugiesen, die fünf Töchter hat. Vier Töchter sind beinahe schon zu viel! In den Vereinigten Staaten würde mir nicht bange sein, wenn ich auch zehn Töchter hätte; ich wüßte dann, daß sie Alle, wenn sie auch arm wären, ihre vollkommene

menschliche Entwickelung erreichen und Ansehen und Auskommen durch ihr eigenes Verdienst erlangen könnten. Aber auf Cuba — — — was soll man da mit fünf Töchtern anfangen? — Heirathen ist hier der einzige Weg zum Ansehen und zum Auskommen für sie. Allein es ist auf Cuba nicht leicht, sich zu verheirathen, denn es ist daselbst schwer, sich auf ehrliche Weise sein Auskommen zu verschaffen. Zwei von diesen jungen Mädchen sind sehr schön. Die Aelteste, vollkommen blond, hat das schönste Profil. Sie ist mit einem jungen Militär verlobt; aber auf Liebe und Verlobung folgt hier oft die Ehe nicht.

Unter den Personen, welche mich hier interessirt haben, befindet sich auch ein junger Rechtsgelehrter, ein Spanier, der ungewöhnlich ansprechend und freimüthig im Umgang ist. Von ihm habe ich viele Mittheilungen über die Gesetze und Verhältnisse der Insel in Bezug auf die Sklaven erhalten, von denen ich bei einer andern Gelegenheit mehr sagen will.

Cardinas scheint mir übrigens eine kleine uninteressante Stadt zu sein. Aber freundliche Leute haben mir in der Umgebung der Stadt Gegenstände gezeigt, die mir sehr interessant gewesen sind. Darunter befand sich auch eine Kaffeeplantage in voller Blüte. Die Kaffeepflanze blüht nämlich auf der Plantage allmonatlich ein mal, dann aber auch an Einem Tage auf der ganzen Plantage. Die Blüten, die am Morgen voll erblüht dastehen, verwelken am Abend wieder. Die erste Blüte findet im Monat Januar, die letzte (im Jahre) im Monat November statt. Die Blüten, die in dichten weißen Kränzen und Büscheln an den Aesten sitzen, setzen kleine Fruchtknoten an, die anfangs grün, dann roth, zuletzt dunkelbraun werden und dann erst abgepflückt werden. Diese Kapseln enthalten die Kaffeebohne. Die Ernte derselben dauert deshalb drei bis vier Monate des Jahres hindurch ununterbrochen fort.

Die Kaffeeplantage, die ich besuchte, stand eben in der vollsten Blüte. Es sah aus wie frisch gefallener Schnee auf grünen Büschen. Die Kaffeepflanze hat schönes, saftgrünes, glattes, lorberähnliches Laub; die Blüten gleichen der einfachen weißen Hyacinthe und verbreiten einen feinen, süßen, angenehmen Geruch. Die fragliche Kaffeeplantage war übrigens ausgezeichnet schön und hatte schöne Alleen, abwechselnd aus Orangebäumen und Sagopalmen bestehend, große Flächen mit Ananas bepflanzt, und Wälder und Alleen von Bananen. Die Bäume waren voll von Blüten und Früchten. Die Personen, welche die Plantage bewohnten, hatien auf die eigenthümliche Blüte des Bananenbaums noch niemals Acht gehabt. Man lebt hier mitten unter den reichen Schätzen der Natur, ohne darauf zu achten.

Unter den schönen Gegenständen auf der Plantage muß ich übrigens vorzugsweise die Besitzerin und deren junge schöne Tochter erwähnen. Beide beschenkten mich mit Blumen und Früchten und ich habe den blühenden Zweig einer Kaffeepflanze für die Mama abgezeichnet.

Der zweite Gegenstand von Interesse war ein kleines zoologisches Museum, welches ein Deutscher in der Nachbarschaft von Cardinas aus den Vögeln und einigen andern Thieren Cubas gesammelt hatte. Unter den letztern befanden sich auch ein Krokodil und ein Alligator in einem steinernen Bassin zusammen. Sie waren einander so ähnlich, daß sie meinen unwissenschaftlichen Augen wie ein und dasselbe Thier erschienen. Allein man machte mich auf gewisse Unterscheidungszeichen aufmerksam. Ihr Besitzer hat vergebliche Versuche gemacht, sie zu zähmen. Es scheinen die seelenlosesten Thiere zu sein, wie sie ihrem Aussehen nach die häßlichsten unter allen Thieren sind. In den Flüssen Cubas gibt es weder Alligatoren noch Krokodile; die mir vorgezeigten Exemplare waren als Curiositäten aus Afrika und Amerika eingeführt.

21. März.

Auf dem Hof, nach welchem mein Zimmer liegt, befindet sich ein großer Hühnerkäfig, der verschiedenes Federvieh zum Gebrauch für die Haushaltung enthält. Der Koch des Hauses, ein großer, schöner, spanischer Soldat, kam heute Morgen, um einige von der gefiederten Gesellschaft zum Mittagessen für die Gäste des Hauses zu holen. Er nahm einen großen schwarzen Truthahn zuerst aus dem Käfig und ich mußte die Art und Weise bewundern, mit welcher dieser Mann dabei zu Werke ging, so geräuschlos, so menschlich und so klug. Den Truthahn streichelte er mit der Hand, bevor er ihn bei den Füßen ergriff, und auch das Letztere that er so sanft und gemäßigt, daß der Truthahn, als er ganz bequem über den Hof getragen wurde, blos ein wenig erstaunt aussah und nur ein kleines Gurgeln hören ließ, als ob er sagen wollte: — „Was soll denn daraus werden?"

Bei uns habe ich, wenn ein Huhn geschlachtet werden sollte, den ganzen Hühnerhof in Aufruhr bringen und das Huhn selbst athemlos vor Schrecken gesehen, ehe es seinen Geist aufgab.

Die Spanier sind sonst wegen ihrer Menschlichkeit gegen die Thiere durchaus nicht berühmt. Die Landleute kommen oft mit Truthühnern und Hühnern zu Markt, die mit zusammengebundenen Füßen über dem Sattel des Pferdes hängen, sodaß die Köpfe herunter hängen. Dieser barbarische Gebrauch ist zwar von einem Gouverneur Tacon auf Cuba (der als ein sehr harter Mann geschildert wird, aber viele Misbräuche abschaffte) verboten worden, dauert aber dessenungeachtet noch immer fort und ich bin oft Monteros begegnet, die zwischen ganzen Bündeln von herabhängendem, zuweilen halbtodtem Geflügel ritten.

Nicht weit von Cardinas befindet sich ein District, welcher Havanna vana genannt wird und fast ganz und gar von freigewordenen Negern bevölkert ist, man sagt an Zahl tausend bis dreizehnhundert. Sie sind fast sämmtlich Ackerbauer um die Hälfte des Ertrags mit spanischen Creolen, deren kleine „Farms" sie bebauen. Ich möchte diesen District sehr gern besuchen, um zu sehen, wie sich die Neger auf ihre eigene Hand regieren. Aber man hat mir die Reise dahin widerrathen, weil ich die Sprache des Landes nicht verstehe und weil die Regierung sehr mistrauisch gegen Fremde ist. Man hat den Sklavenaufstand des Jahres 1846, der in diesem Theile der Insel begann, noch in frischem Andenken. Dieser Aufstand, der so viele Grausamkeiten der spanischen Regierung veranlaßte, hat auch bewirkt, daß dem Leben und den Belustigungen der freien Neger schwere Fesseln angelegt worden sind.

Früher — sagte man mir — konnte man an jedem Abend und in jeder Nacht den fröhlichen Schlag der afrikanischen Trommeln von den Negertänzen aus der Nähe und aus der Ferne hören. Allein weil die Neger diese Tanzzusammenkünfte zur Organisation des Aufstandes, der später ausbrach, benutzt haben, hat man in der Folge ihre Freiheit sehr beschränkt.

In Havanna sollen die freien Neger ihre eigenen Versammlungssäle und Gesellschaften oder sogenannten „Cabildos" haben, und zwar jeder Negerstamm für sich allein. Sie wählen dazu ihre Königinnen, welche sich wieder Könige wählen. Diese „Cabildos de Negroes" muß ich einmal sehen.

St.-Amalia Inhegno, 23. März 1851.

Wieder hier in meiner gemüthlichen Wohnung bei meiner liebenswürdigen Mrs. de Coningck auf einige Tage. Ich kam in einer wirbelnden Wolke von heißem, rothem

Staub hierher. Der Erdboden auf der Insel Cuba ist nämlich roth wie gebrannter Lehm und stäubt bei windigem Wetter ganz entsetzlich. (Dagegen wird er bei Regenwetter zu dickem Mus, in welchem man gar nicht gehen kann. Das gehört zu der Kehrseite der Natur.) Die Volante, mit drei Pferden nebeneinander bespannt, flog wie ein Wirbelwind durch die rothen Staubwolken und unser Calashero, Patricio, schien in dieser wilden Fahrt den größten Genuß zu finden.

Es ist wieder Sonntag, und zwar der Sonntag, an welchem die Sklaven ihre Freistunden haben sollen. Ich habe sowol den alten Herrn als die junge Herrschaft gebeten, die Sklaven tanzen zu lassen. Doch will ich sehen, was geschieht. Die Zuckermühle steht still; aber ich sehe die Sklaven an die Arbeit gehen, sehe sie „la bagaza" tragen und höre die Peitsche knallen, welche sie zur Arbeit antreibt. Es ist schon spät am Vormittag. Ich schreibe voller Erwartung und Ungeduld. Wird Tanz gehalten oder nicht? Ich fürchte, man wird eine Entschuldigung finden, um den Tanz in Arbeit zu verwandeln. Und ich gestehe, daß mich dies sehr verstimmen würde. Denn man hat mir den Tanz zugesagt und die armen Sklaven bedürfen eine Erheiterung sehr nöthig. Da — — die afrikanische Trommel! — — Es ist Tanz! — Ich eile zum Tanz!

Später.

Der Tanz fand diesmal nicht unter einem schattenreichen Mandelbaume, sondern auf dem sonnenheißen Hof der Bohea statt. Die Musikanten mit ihren Trommeln waren im Schatten einer Mauer des Küchengebäudes aufgestellt. Die Zahl der Tanzenden war nur klein. Der Tanz war von derselben Art wie in Ariadne und bot mir nichts Neues von Interesse dar, bis ein älterer

Congoneger, Namens Carlo Congo, mit einer herculischen Brustbildung, an dem Tanze theilnahm. Er ließ die Trommelschläger einen neuen Tanztakt schlagen und führte nach demselben einen Tanz auf, der sich mit seinen Biegungen, Schwingungen und Bewegungen in einem Ballet, auch in der pariser Oper, gut ausgenommen haben würde, nämlich als Darstellung eines Satyr oder Faun, denn einen höhern Charakter hatte der Tanz nicht. Aber er war bewundernswürdig durch die Kraft, Geschmeidigkeit, Elasticität des Tänzers, durch dessen kühne Uebergänge und durch seine wilde malerische Schönheit. Es war der Congotanz. Carlo Congo vermochte denselben jedoch nicht in seiner ganzen Vollendung aufzuführen. Ermattet durch eine viermonatliche Tag- und Nachtarbeit fehlte seinen Gliedern augenscheinlich die nöthige Kraft. Er mußte den Tanz mehre male unterbrechen und ausruhen, und obgleich er jedes mal bald darauf von neuem begann, mußte er doch bald wieder aufhören und schüttelte dabei gutmüthig den Kopf, als ob er sagen wollte: — „Nein, es geht nicht!" — Sein Gesicht trug den Ausdruck von Kraft und Gutmüthigkeit, den ich bei den Negern so oft wahrnehme. Er hatte eine kleine Tuchmütze auf dem Kopfe und ein Halsband von blauen Glasperlen um den Hals; der obere Theil des Körpers und die sehnigen Arme waren unbedeckt. Seine Körperbildung und seine Stellungen waren werth, von plastischen Künstlern gesehen zu werden. Carlo Congo's Dame war lebhafter in ihren Bewegungen als die Negerinnen, die ich bisher tanzen gesehen hatte, und drehte sich sehr gewandt und behend herum. Carlo steckte ihr einen kleinen Myrtenzweig in den Mund und sie tanzte mit diesem Zweig, indem sie denselben zwischen ihren Lippen wie ein Vogel in seinem Schnabel hielt.

Allmälig wurde die Anzahl der Tanzenden größer. Auch Frauen foderten zum Tanz auf, und zwar durch einen leichten Schlag mit dem Taschentuch auf den aus-

erwählten Cavalier, der sich sogleich bereitwillig zeigte. Einzelne Männer fielen während des Tanzes auch auf die Knie. So scheinen die Bewegungen in der Natur begründet zu sein, die von Alters her in der verfeinerten Welt der Galanterie und Chevalerie das Bürgerrecht erhalten haben.

Sklaven und Sklavinnen kamen herbei, die nach dem Takt der Trommeln Solo tanzten, indem sie sich auf einem Fleck drehten, wendeten und mit dem Körper auf- und niederwärts bogen. Auch Kinder kamen herbei, nackend, wie sie Gott erschaffen hat, und ahmten den Tanz ihrer Aeltern vortrefflich nach. Es gingen aber auch Männer und Frauen vorüber, die auf die Tanzenden finstere muthlose Blicke warfen, nächtliche Gesichter mit bitterm Ausdruck, die von der dunkelsten Nachtseite der Sklaverei zeugten, Gesichter, die ich nie vergessen werde, besonders eins von ihnen, das Gesicht einer ältlichen Frau!

Andere Neger kamen durch das Thor der Bohea heraus, belastet mit Bündeln von Bananen und Tomatoes (die hier wild wachsen) und andern frischen Früchten. Der junge Oberaufseher fragte sie, ob sie von „ihrem Felde" wären, und sie antworteten kurz: — „Ja." — Sie gingen an den Tanzenden vorüber, einige mit gleichgültigen Blicken, andere mit einem halben Lächeln. Der Tanz wurde inzwischen mit jeder Stunde in der heißen Sonne lebendiger und immer mehr Tänzer und Tänzerinnen kamen herbei. Aber plötzlich ließ sich starker Peitschenknall vernehmen und der Tanz hörte auf. Die Tanzenden zerstreuten sich, um ihre Arbeiten in der Zuckermühle wieder zu beginnen. Ich verließ die Bohea, nachdem ich den Trommelschlägern und namentlich Carlo Congo auf eine Weise gedankt hatte, die ihnen nach meiner Ansicht die angenehmste sein mußte.

Nun bin ich wieder in meinem stillen Zimmer. Die Zuckermühle klappert und raucht, die Sklaven tragen „la bagaza". Ueber den Mauern der Bohea, aber weit,

weit hinter denselben, erblicke ich die stattlichen Guadarajahs von Palmen unter den Höhen von Camerioca. Auch diese Höhen haben tiefe Grotten und versteckte Gegenden, welche den geflüchteten Sklaven zur Wohnung dienen. An den Eingängen dieser Grotten bringen dieselben Fallen zur Abwehr ihrer Verfolger an. Allein man hat den Gedanken aufgegeben, sie dort zu verfolgen, denn es hat sich gezeigt, daß die Verfolgung nichts nützt und mit großen Gefahren für die Verfolger verbunden ist. Zuweilen kommen Flüchtige des Nachts aus den Bergen herab in die Plantagen und holen sich Lebensmittel von den Negern der Plantagen, von denen sie nie verrathen werden. Ueberhaupt sollen die Neger einander nie verrathen, als höchstens unter der Tortur der Peitsche.

26. März.

Mit meiner freundlichen Wirthin habe ich einige Besuche auf den benachbarten Plantagen gemacht. Am angenehmsten darunter war mir der Besuch bei einem schönen jungen Paar, Mr. und Mdme. Belle Chasse, französischen Creolen. In ihren Gesichtern spricht sich eine einnehmende menschenfreundliche Güte aus. Sie sollen sehr gütige Gebieter gegen ihre Sklaven sein und man sagt, Mr. Belle Chasse beabsichtige, in Florida eine Zuckerplantage mit freien Negern zu übernehmen und zu bearbeiten. Möge es ihm gelingen! Ein einziger gelungener Versuch dieser Art würde in Amerika große Veränderung in dem Institut der Sklaverei hervorbringen. Der Mann, welcher diesen Versuch glücklich durchführte, könnte unter die größten Wohlthäter der Menschheit gerechnet werden.

Ich sah bei Mr. und Mdme. Belle Chasse zwei allerliebste Kinder und einen sehr gut gehaltenen Garten mit mehren schönen Gewächsen. Darin fand ich auch einige ausgezeichnet schöne Rosen, aber ohne eine Spur von

Geruch. Man sagt, die starke Sonnenhitze entziehe diesen und mehren andern Blumen den Geruch.

Das schöne junge Paar lud mich ein, einige Zeit bei ihnen zu bleiben. Aber ich mußte diese Einladung leider ausschlagen, da ich versprochen hatte, eine andere Plantage zu besuchen, auf welche ich ebenfalls freundlich eingeladen worden war und an deren Besitzer, Mr. und Mrs. Phinney, der schwedische Consul Nenninger die Güte gehabt hatte, mir einen Empfehlungsbrief zu geben.

Die Pflanzer auf Cuba sind ungemein gastfreie Leute, und da das Leben der Frauen auf den Plantagen ziemlich einförmig und in der neuesten Zeit noch einsamer als früher geworden ist — die Hand der spanischen Regierung lastet seit den letzten Unruhen schwer auf den Creolen Cubas und preßt ihnen ihre Schätze ab — so sehen sie es sehr gern, wenn ein europäischer Gast das Einerlei ihres gewöhnlichen Lebens unterbricht.

Der Charakter auf den Zuckerplantagen und das Leben auf denselben scheint mir überall ziemlich gleich zu sein. Die vorzüglichste Schönheit dieser Plantagen besteht in ihren großen Alleen, besonders in den Palmenalleen; — ich kann durch diese Guadarajahs nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht und demüthiger Freude gehen, so schön und großartig sind dieselben. Die Gärten sind gewöhnlich ganz klein und oft sehr vernachlässigt. Die Zuckerfelder beschränken dieselben auf allen Seiten und usurpiren Alles für sich.

Das Leben der Frauen ist nicht heiter und wenig thätig. Sie scheinen mir an einem Zustand auf der Plantage zu leiden, der nicht frei von Furcht ist und keine Entwickelung ihrer schönern Thätigkeit gestattet, ja sogar deren Fortschritt hemmt. Sie wagen sich nicht allein in die Umgegend, denn sie fürchten sich vor den entlaufenen Sklaven. Außerdem fehlt bei aller Schönheit der Bäume und Gewächse auf den cubanischen Plantagen denselben doch gerade Das, was die größte An-

nehmlichkeit des Lebens bildet — wenn man dasselbe nämlich blos aus dem Gesichtspunkte des Genusses betrachtet — es fehlt ihnen: — — — der Rasen, der weiche, demüthige, grüne Rasen, auf welchem sich Millionen von kleinen Gräsern, Moosen und Blumen vereinen, um den Menschen ein frisches und weiches Lager zu bereiten, damit dieselben darauf ruhen und ruhend träumen, denken und genießen. Es fehlen ihnen ferner die Wälder von laubigen Gebüschen und Bäumen, in deren Schatten wir so sicher ruhen. Und ich bemerke deutlich, daß diese paradiesische Luft und diese königlichen Guadarajahs den Bewohnerinnen der Insel die anspruchslosern Reize des Landlebens nicht ersetzen.

Außerdem sehen wir um uns her auf dem Lande kein Unrecht, keine Noth, der wir nicht wenigstens theilweise Abhülfe verschaffen können. Hier sehen die Frauen sehr viel Unrecht, tagtäglich, das sie gar nicht mildern können. Je edler ein Weib auf Cuba ist, desto unglücklicher muß es sein. Und wäre sie auch mit dem besten Gatten vereint, der alles Mögliche für sie und für seine Sklaven thäte, so kann sie doch die Augen und Ohren nicht gegen Das verschließen, was sich in ihrer Umgebung zuträgt. Eine Plantage enthält nicht gar zu viele Tonnen Land, und an diese Plantagen stoßen andere Plantagen, die nach der Gemüthsart ihrer Besitzer bewirthschaftet werden. Und wie diese Gemüthsart zuweilen ist, das — — — wissen wir bereits.

Rechnet man dazu den Zustand und die Regierung der Insel, die Macht der Beamten, den Sklavenhandel, die Sklavenaufstände, die Untersuchungen und Bestrafungen der spanischen Regierung, die beständige Furcht — so kann das liebliche Wehen der himmlischen Luft von Cuba einem Leben, das unter solchen Verhältnissen gelebt wird, keine Freude gewähren!

In der letztvergangenen Woche soll ein Sklavenschiff aus Afrika mit einer Ladung von nicht weniger als sieben-

hundertundfunfzig — Kindern in Havanna angekommen sein, das älteste Kind noch nicht achtzehn, das jüngste unter zehn Jahren alt. Dies wurde gestern Abend in unserm Gesellschaftskreise erzählt. — „Diejenigen, die das thun" — sagte mit bittern Gefühlen eine Mutter in der Gesellschaft — „werden dafür eines Tages den Lohn erhalten, den sie verdienen!" — Und doch — wenn die Menschen einmal aus ihrem Vaterlande in fremde Sklaverei gebracht werden sollen, so ist es besser, sie werden als Kinder, denn als Erwachsene dahin gebracht. Dann wird es ihnen weniger bitter sein. Dann gewöhnen sie sich an die Bohea und an die Peitsche und haben keine Erinnerungen an ein früheres Freiheitsleben, die sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord führen.

Zwischen diese düstern Gedanken und Eindrücke tritt dann und wann diese unaussprechliche Schönheit der Luft und der Gewächse, entzückt mich und bewegt meine Seele zum Lobgesang und zum Schauen des künftigen Paradieses.

Es ist wieder Vollmond und die Nächte sind über allen Ausdruck schön. Ich kam gestern Abend von einem Besuch, den ich mit meiner Wirthin machte, spät nach Hause. Mit unbedeckten Häuptern fuhren wir in der offenen Volante unter dem mit Licht erfüllten Firmament durch die Palmenwälder. Die Luft war sanft und gütig wie die reinste menschliche Güte. Ach! — —

Auf der Plantage St.-Amelia sind zwei stattliche Palmenalleen, wol hundert Bäume in jeder Reihe, glaub' ich. Viele von diesen Bäumen stehen in der schönsten Blüte. Die üppigen Blütenbüschel schießen wie Flügel rings um den Stamm heraus, ein kleines Stück unter der Palmenkrone, im schönsten Verhältniß zudieser und dem Stamm. Hier befindet sich auch noch eine Allee

von Tamarinden (die jetzt aus ihren Wipfeln von den grünen Spitzen Bohnen herunter fallen lassen, welche die kleinen Negerkinder begierig aufsuchen, um ihre angenehme säuerliche Frucht zu verzehren) und eine von Mangobäumen und von einer Art Akazienbäumen mit rothen Beeren, aus welchen sich die Neger Halsbänder machen. Vor dem Hause stehen mehre Bäume mit lindenähnlichen Kronen und dunkeln feuerrothen Blüten, die ich auch auf „la Plaza de Armas“ in Havanna gesehen habe. Ihr botanischer Name ist „Hybiscus Tiliacea“.

Cuba ist ein Vorhof des Paradieses und verdient von dem Naturforscher, dem Künstler und dem Dichter studirt zu werden. Vegetation, Formen und Farben deuten auf einen Uebergang von dem Erdenleben zu einer freiern und höhern Schönheitssphäre!

Caffetal La Industria, 1. April 1851.

Gott sei Dank, daß der Frühling in Schweden nun beginnt und daß du daran denken kannst, deine salzigen Bäder, den Sommer und dein Wohlbefinden zu beginnen, daß du anfangen kannst, zu leben, und daß Alles um dich her zu leben anfängt, die Sonnenstrahlen, die Nesseln, die Nesselschmetterlinge, die kleinen gelben Blumen und die Lerchen, die fröhlichen Lerchen, welche trillern und singen: — „Nun ist der Frühling da! Nun ist der Frühling da!“ — Ach, die belebende Freude, die der Frühling bei uns mit sich bringt, diese Freude — kennt man doch auf dem schönen Cuba nicht!

Aber die Insel hat Schönheit genug, um das Menschenleben glücklich zu machen, wenn nur ihre Schönheit und ihre herrliche Luft ungehindert dort wirken könnten.

Ich bin seit einigen Tagen auf einer neuen Plantage (Zucker- und Kaffeeplantage) bei einer amerikanischen Familie Namens Phinney, bestehend aus einem ältlichen

Herrn, seiner weit jüngern Frau, zwei jungen Söhnen und zwei Töchtern. Mr. Phinney ist ein warmer Republikaner und besitzt Muth genug, um bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seine republikanischen Sympathien der spanischen Regierung auf der Insel gegenüber offen auszusprechen. — „Er würde dies auch dem Rachen eines Vierundzwanzigpfünders gegenüber thun" — sagte er; und ich glaube ihm, dem muthigen Mann, und finde deshalb Gefallen an ihm. Mrs. Phinney ist in England geboren und obgleich sie fast funfzig Jahre alt ist, trägt doch ihr Gesicht noch die ganze Anmuth und Lieblichkeit der Jugend, verbunden mit dem Ausdruck großer natürlicher Güte. Sie gleicht einer jener Quellen mit süßem Wasser, die Gott hier und da in den Sandwüsten der Tropenländer aufsprudeln läßt, um die Wanderer in der Wüste zu erfrischen; Palmen wachsen um sie her und Rasen umgrünt ihren Rand; die Wanderer ruhen im Schatten der Palmen auf dem kühlen Rasen, trinken von der Quelle und wünschen innig, daselbst bleiben zu können. Wenn ich eine dieser Naturen von vollkommen ursprünglicher Güte sehe, so frage ich mich unwillkürlich, warum wir doch, da es solche Naturen auf Erden gibt, nicht mehre derselben sehen. Jetzt scheinen dieselben wie der Hauch der Luft auf dieser Insel sich auf der Erde nur zu offenbaren, um uns an ein Paradies zu erinnern, das sich auf der Erde — — nicht findet.

Von der Façade des Herrenhauses ist die herrlichste Aussicht über das Land und in der Ferne über das blaue Meer. Ich genieße die Aussicht und die Seelüfte, indem ich während der unvergleichlich schönen Morgen und Abende auf der breiten Piazza spazieren gehe. In der Nähe der Piazza ist mein hübsches gemüthliches Stübchen, aus dem ich eine weite Aussicht habe, in welchem ich aber sehr oft von kleinen Negerknaben gestört werde, die an den eisernen Gittern meiner Fenster in die Höhe

klettern, in die Stube gucken und hereinrufen: — „Buen Dios, Señora! — Good Morning, Missis!“ — Und das ist ungeachtet ihrer gutmüthigen fröhlichen Gesichter und ihrer glänzenden Zähne und Augen nicht immer hübsch, besonders wenn man gern in Frieden sein will. Aber es ist wirklich eine Freude, zu sehen, wie furchtlos auf dieser Plantage die Negerkinder sind. Die gute mütterliche Mrs. Phinney und deren Töchter bewirken dies, und die sämmtlichen Negerkinder sind augenscheinlich sehr gut gehalten, die etwas ältern Kinder auch gut gekleidet. Sie springen frei herum und begleiten uns scharenweise auf unsern Spaziergängen. Die ältern Kinder tragen oft die jüngern, indem sie dieselben auf der linken Hüfte sitzen haben und sie oben mit dem linken Arm halten, den sie um den Leib des kleinen mit Perlen geschmückten Jungen geschlungen haben. In dieser Situation bewegen sich und laufen die ältern Kinder ganz ungehindert; besonders tragen sich die Mädchen dabei gewandt und ich habe dabei ihre schöne und feine Körperbildung oft bewundern müssen.

Die Sklaven auf dieser Plantage kommen mir gut genährt und zufrieden vor. Sie wohnen auch nicht in einer verschlossenen oder festungsartigen Bohea, sondern die Bohea liegt völlig frei und ich habe darin Wohnungen gesehen, die sich den amerikanischen Sklavenwohnungen vollkommen gleichstellen dürfen. Die gute Mrs. Phinney hält auf ihre Leute und pflegt die Kranken und Schwachen mütterlich.

Von ihren milden Lippen habe ich folgende Worte vernommen:

— „Es ist eine große Sünde, die Neger böse zu nennen. Es gibt unter ihnen gute und böse, wie unter allen Völkern. Aber die bösen sind selten, und die meisten von ihnen sind gut.

„Diejenigen, welche die Peitsche für nothwendig halten, um die Neger zu Dem anzuhalten, was man mit

Billigkeit von ihnen fodern kann, kennen dieselben nicht und machen sie häufig erst böse. Ich kann nicht beschreiben, was ich gelitten habe, ja, ich habe Wochen lang vor Kummer über das häufige Peitschen und über die vielfachen Grausamkeiten krank gelegen, während doch zuweilen ein freundliches oder ein ernstes Wort ausreichend gewesen wäre! Die Neger sind ungemein empfänglich für Wohlwollen, wenn man dasselbe mit Verstand anwendet. Sie können die besten und ergebensten Diener und Freunde werden."

Ein deutscher Oberaufseher, Mr. D**, auf der Plantage „La Sonora", die ebenfalls Mr. Phinney zugehört, äußerte über die Negersklaven:

— „Sie sind nicht schwer zu regieren, wenn man nur «bestimmt», aber auch zugleich freundlich mit ihnen umgeht. Sie lieben Ordnung und Bestimmtheit bei ihren Herrschaften und gehorchen ohne Schwierigkeit, wenn sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt werden. Man darf nicht nachgiebig gegen sie sein; man braucht aber nicht hart oder grausam gegen sie zu verfahren."

Ich glaube, das ist wahr. Und gut wäre es, wenn recht viele Herren es ebenfalls für wahr halten und dann — nach diesem Glauben handeln wollten. Aber despotische Gemüthsart und Jähzorn sind häufig die Herren der Herren, und die Sklaven müssen darunter leiden.

Meine merkwürdigsten Abenteuer haben, seitdem ich das letzte mal geschrieben habe, darin bestanden, daß ich das südliche Kreuz und die Cucullos, die cubanischen Leuchtfliegen, gesehen habe, die nun anfangen, zu kommen, die aber nicht Fliegen, sondern Käfer sind, die an Gestalt und Aussehen unsern Thurmteufeln gleichen, nur daß sie etwas länger und schmäler sind. Sie fliegen auf dieselbe Weise wie diese, aber mit ruhigerm Flug; sie fliegen auch viel höher und geben während des Fliegens einen noch stärkern rauschenden Ton von sich.

Sie leuchten auf zweierlei Weise: — wenn sie kriechen oder wenn sie still sitzen, mittels zweier runden glänzenden Punkte gleich hinter den Augen (ich habe bei diesem Lichte gestern Abend ganz bequem gelesen, indem ich einen Cucullo wie eine kleine Lampe über die Zeilen führte), und wenn sie fliegen, wobei sie aus einer Oeffnung am Bauche ein starkes helles Licht von sich geben, nicht schnell entglimmend und verlöschend, wie bei den amerikanischen Leuchtfliegen, sondern gleichmäßig fortbrennend, solange sie fliegen. Du kannst dir kaum vorstellen, wie schön es aussieht. Denke dir, daß die Planeten Venus und Jupiter mit mehren ihres Gleichen über die Dächer zwischen Gebüschen und Bäumen geflogen kommen, und du siehst — die Cucullos (sprich Cucullios). Sie haben das schönste hellblaue Licht, das man sich denken kann. Im Anfang der Regenzeit erscheinen sie, und nachdem wir gegenwärtig (zur größten Freude der Kaffeeplantagenbesitzer) ein paar Regengüsse gehabt haben, so zeigen sich die Cucullos, sobald die Dämmerung eintritt. Noch sind sie nicht zahlreich, aber nach dem Eintritte der Regenzeit, in den Monaten Mai, Juni und Juli, sollen sie in solcher Menge vorhanden sein, daß zuweilen große Baumwipfel von ihnen bedeckt sind und von Millionen Lichtern glänzen. Man weiß hier nicht, wie und woher diese Leuchtkäfer herkommen; doch will man behaupten, daß sie während der trockenen Jahreszeit sich in verfaulten Bäumen verbergen. Gegenwärtig nähren sie sich von Zuckerrohr, und ich habe eine ganze Gesellschaft von ihnen (zehn bis zwölf Stück) in meinem Zimmer in einem Glase, wo sie an Stücken Zuckerrohr saugen. Sie scheinen sich in diesem Glase ganz wohl zu befinden und mehr an ihre Nahrung als an die Freiheit zu denken. Sie sitzen ganz still, saugen an dem Zuckerrohr und scheinen dabei ihr Licht allmälig zu verlieren; wenn man ihnen aber ein Bad von frischem Wasser gibt, werden sie wieder leuchtend und sehr lebhaft.

Zuweilen erwache ich des Nachts, höre ein Rauschen in meinem Zimmer und sehe einzelne Cucullos herumfliegen, welche jeden Theil des Zimmers, dem sie sich nähern, hell beleuchten.

Heute habe ich einige solcher Käfer in mein Album gemalt. Ich habe überhaupt eine wahre Wuth, Menschen, Vögel, Bäume, Blumen, Häuser, Alles, was mich interessirt, abzuzeichnen oder zu malen, hier an mir verspürt. Und es gibt hier so Vieles, was mich durch seine Schönheit oder Ungewöhnlichkeit interessirt, daß ich in einem fortwährenden Malfieber bin. Viel wird allerdings nicht daraus, denn Zeit und künstlerische Fähigkeit fehlen mir; aber etliche kleine Erinnerungen werde ich wol für dich mit in die Heimat bringen.

Abends sehe ich das südliche Kreuz langsam und in vorgeneigter Stellung am Horizont aufsteigen. Um Mitternacht steht dasselbe gerade über der Erde. Verwichene Nacht war ich draußen, um es zu sehen. Dieses schöne Sternbild stand klar und schön in der stillen köstlichen Nacht da. Die Sterne desselben gehören der zweiten und einer von ihnen gehört der dritten Ordnung an; aber das Verhältniß zwischen ihnen ist so vollkommen, daß das Bild im höchsten Grade überrascht. Dazu stand dieses glänzende Kreuz so einsam am südlichen Himmel, mit dem Fuße beinahe die Erde berührend und die Arme darüber ausgestreckt. Das Bild machte hier auf mich einen feierlichen, aber melancholischen Eindruck. Ueber dem Kreuz bilden die Sterne des Centaurs eine Glorie und wie zwei Wächter auf jeder Seite desselben stehen die großen Sterne Cercinus und Robur.

Nach Mitternacht neigt sich das Kreuz nach rechts und sinkt so allmälig wieder unter den Erdkreis. Später im Jahre steigt es höher und verweilt länger am Firmament. Die Nacht war sehr dunkel, aber das Dunkel war gewissermaßen durchsichtig; die Luft fühlte man gar nicht. Das Paradies konnte keine schönere Nacht haben.

Die Schönheit unserer Sommernächte im nördlichen Schweden könnte damit wetteifern; aber sie ist von anderer Art.

Als ich mich von dem südlichen Kreuz und von den Palmen, zwischen denen es glänzte, abwandte, sah ich am nördlichen Himmel über einer schönen Ceiba auf dem Hofe den Nordstern und den großen Bär. In ihnen begrüßte ich die Heimat.

3. April.

Diesen schönen Morgen habe ich in Bananenwäldern zugebracht — deren es auf Kaffeeplantagen stets gibt — und den Baum mit meiner Lieblingsfrucht und mit seiner ganzen kleinen, um den Stamm herum wachsenden Familie abgezeichnet. Ich fand auch hier blühende Baumwollenpflanzen in einem ziemlich verwilderten Zustande. Der Baumwollenstrauch hat magere unregelmäßige Stengel und lappige grobe Blätter von dunkelgrüner unklarer Farbe. Die Blume ist eine vielblätterige Malve von heller gelber Farbe und mit der feinsten graziösesten Gestalt. Die Art, wie sich die Samenkapsel öffnet und die Baumwollenflocken herausfallen läßt, in welche der Samen eingehüllt ist, erscheint ungemein hübsch. Ich mußte auch von dieser Geschichte Etwas zeichnen zusammt dem südlichen Kreuz über den Palmen.

Palmen! Ich werde nie müde, ihre wehenden Kronen im Winde zu betrachten und den weichen und majestätischen Biegungen ihrer Zweige zuzusehen. Sie sind voll von Poesie und von symbolischer Schönheit; sie drücken sprechend die Vereinigung des Edeln in Gedanken und Handlungen mit dem Schönen aus. Wohin ich mich wende, begegnen sie meinen Blicken mit neuen Schönheiten. Die Krone des Palmbaumes hat gewöhnlich vierzehn bis sechzehn Zweige. In jedem Monat fällt einer von den untersten Zweigen des Baumes ab — ich habe dergleichen oft von sechs bis sieben Ellen über die Wege hin liegen sehen, auf denen ich gefahren bin —

und in jedem Monat schießt auch ein neuer Zweig hervor. Dieser wächst stets aus der Mitte des Stammes heraus, wie ein gerades, die Krone beherrschendes Scepter; erst an der Spitze rollt er sich zusammen und das feine Laub spielt dann im Winde über dem Baum wie eine grüne Flamme oder Flagge.

Man pflegt in hiesiger Gegend häufig die Zweige der Palmen in den Wäldern oder auf den Feldern abzuhauen, um sie zum Decken der Dächer und zu andern Zwecken anzuwenden, und läßt zuweilen blos zwei oder drei Zweige am Baume zurück. Dem Anschein nach müßte dadurch der Baum eigentlich seiner ganzen Schönheit beraubt werden. Allein das ist keineswegs der Fall. Die beraubte Palme erhebt ihre beiden übrig gebliebenen Zweige in einer reizenden Biegung gegen die Zweige anderer, auf dieselbe Weise mishandelter Bäume, und du siehst gothische Portiken und gewölbte Bogen auf dem Felde unter dem klaren blauen Himmel oder in der Tiefe des Waldes entstehen. Um die Palme ihrer Schönheit und ihrer edeln Gestalt zu berauben, müßte man ihr Leben gänzlich vernichten.

Die Königspalmen haben stets gerade und säulenartige Stämme. Die Cocospalmen dagegen haben gebeugte und vorwärts geneigte Stämme, die viel schmäler als die der Königspalmen sind. Ich erblicke sie fast stets reich mit Früchten behangen. Diese hängen in Büscheln dicht an und unter den Zweigen. Man liebt hier die Milch der Früchte und hält dieselbe für blutreinigend. Sie sieht aus wie Molken und man muß sich an ihren Geschmack gewöhnen, um sie zu lieben. Die Früchte der Königspalme werden nicht von den Menschen gegessen, dienen aber als Futter für die Schweine. Der Palmenkohl — wie er genannt wird — oder das Innerste des Stammes zunächst an der Krone soll eine große Delicatesse sein; aber man kann denselben nicht gewinnen, ohne das Leben des Baumes zu zerstören.

Auch hier auf der Plantage sind sehr schöne Guadarajahs von Königspalmen, in denen ich des Morgens und des Abends auf und nieder wandere.

Mit meiner guten Wirthin habe ich Nachmittags mehre Ausflüge in der Volante gemacht und einige Nachbarn besucht. Gestern besuchten wir eine ältliche französische Frau, die mich durch ihre stark ausgeprägte Individualität sehr interessirte. Es war ein Vergnügen, sie erzählen zu hören und ihren Ausdrücken und Geberden zu folgen. Ueberhaupt will es mir scheinen, als ob die Europäer weit mehr Accent und Articulation (ich weiß keinen andern Ausdruck dafür) in ihrem ganzen Wesen hätten als die Amerikaner oder die schon seit längerer Zeit aus Europa nach Amerika verpflanzten Familien. Sie sprechen lauter, betonen die Worte stärker, lachen lauter, gesticuliren mehr, erscheinen mächtiger und machen mehr Wesen aus sich. Die letztern dagegen sprechen und bewegen sich mit wenig äußerm Accent; es liegt etwas Stilles und Lautloses in ihrem Leben, ihre Energie ist mehr innerlich, sie ist eine concentrirte Macht. Das Großartige der Amerikaner zeigt sich eigentlich nur in ihren allgemeinen Institutionen, in der Entwickelung des Staatslebens, in der Schnelligkeit des Handelns, in dem Umfang allgemeiner Unternehmungen. Die Individualität schwindet zwar nicht, aber sie scheint sich zu einer höhern Art der Manifestation erheben zu wollen.

Die Spanier bilden in ihrem Wesen und Gebaren den allergrößten denkbaren Contrast gegen die Anglo-Amerikaner. Der Wohllaut und die Majestät der spanischen Sprache entzückt mich stets, außer wenn ich sie von ungebildeten Weibern reden oder schreien höre. Ich besuchte eines Abends eine Farm, auf welcher wir eine Versammlung von zehn bis zwölf Frauen fanden, die der groben arbeitenden Classe, jedoch nicht der ärmsten, angehörten. Die meisten von ihnen waren mager und sehr braun; sie schrien und verführten einen Lärm —

obgleich in aller Freundlichkeit und Heiterkeit — der fast betäubend war; man konnte sich mitten unter ein Schock Truthühner versetzt glauben. Dazu kamen heftige Gesticulationen, energisch, aber eckig und ohne Grazie. In dem Munde gebildeter Frauen dagegen ist die spanische Sprache die allerschönste Musik.

Doch wieder zu meinen Abendausflügen zurück! Wir blieben bei „la sonora“ stehen, wo wir Negersklaven fanden, welche frisch und wohlgenährt aussahen und in Procession zur Empfangnahme ihres Abendessens marschirten — jeder bekam ein großes Stück Stockfisch. Bei der Heimfahrt über eine Wiese, deren Boden etwas sumpfig war, sahen wir ganze Schwärme von leuchtenden Cucullos. Es war der prächtigste Elfentanz, den man sehen konnte.

Diese schönen kleinen Thierchen machen jedoch ebenso gut meine Plage wie mein Vergnügen aus, denn ach, sie sind dumm und wenn sie ihre Flügel zusammenlegen, so sind sie die tölpelhaftesten und unbehülflichsten unter allen Thieren. In ihrem Fluge stoßen sie an Alles, was ihnen in den Weg kommt, fallen dann auf die Erde und kriechen daselbst herum oder liegen auf dem Rücken, ebenso verblüfft, wie unsere Käfer. Sie lassen sich mit der größten Leichtigkeit fangen, und wenn sie einmal gefangen sind, scheinen sie ganz zu vergessen, daß sie Flügel haben. Die kleinen Negerkinder laufen ihnen nach, wenn sie fliegen, rufen dazu „Cuccu! Cuccu!“, fangen sie leicht und martern sie dann auf verschiedene Weise. Seitdem ich durch einige kleine Kuchen („Galietas“) etliche von diesen armen dummen Thieren aus den Händen ihrer Quäler losgekauft habe, schwärmen die kleinen Negerjungen Abends zu Dutzenden auf der Piazza herum, die in gleicher Höhe mit dem großen „Parlour“ liegt, stecken ihre kleinen Krausköpfe herein und strecken ihre Hände voll von diesen leuchtenden Insekten aus, indem sie „Cuccu! Cuccu!“ rufen. Einige muß man

dann freilich aus der Sklaverei loskaufen, aber alle — — dazu würde mein ganzes Magazin von „Galietas“ nicht hinreichen. Macht man Miene, die Kinder fortjagen zu wollen, so fliehen sie mit lautem Jubel gleich einer Menge Sperlinge davon, denn sie sind voll von Lust; aber im nächsten Augenblick sind sie alle wieder da und rufen „Cuccu! Cuccu!“ Stellt man sich, als ob man sie nicht sehe, so schleichen sie sich in die Stube (nämlich wenn keine Herren darin sind), kommen bis ans Fortepiano, wo Miß Phinney cubanische Tänze spielt oder ich schwedische Polsken, und halten lachend und versuchend ihre „Cuccus“ hin. Greife ich mit drohender Geberde nach meinem Taschentuch, so sind sie wieder fort wie der Wind, aber nur auf einen Augenblick.

Diese schönen glänzenden Cucullos sind in der That die geplagtesten aller Thiere. Die Neger setzen sie in Gläser und benutzen sie als Lampen und Laternen in ihren Wohnungen. In diesem Zustande können sie etwa eine Woche leben, bis sie endlich vor Hunger sterben. Möchten sie nur ebenso gefühllos sein, wie sie gedankenlos zu sein scheinen.

Die Kinder im Hause und ich ergötzen uns oft damit, Abends die Cucullos fliegen zu lassen, die wir befreit oder gesammelt haben. Sie sind bisweilen schwer zum Fliegen zu bringen; allein wenn man sie auf die Spitze eines Fingers setzt und sie darauf hoch in die Luft hält, dann breiten sie gewöhnlich ihre Flügel aus, steigen brausend in die Höhe und spenden ihr schönes unvergleichliches Licht.

Morgen reise ich wieder nach Matanzas zurück und von da nach Havanna, dann nach „San Antonio de los baños“ — einem Badeort, an welchem die Natur großartig sein soll — und von da auf eine weiter entfernte Plantage. Ein junger hiesiger Plantagenbesitzer, ein französischer Creole, Namens Sauval, wünscht mich mit seiner Mutter, aus zweiter Ehe Witwe eines spanischen

Marquis Carera, bekannt zu machen und hat mir dieselbe auf eine Weise geschildert, die mich ihre Bekanntschaft wünschen läßt. Sie soll außerdem an Literatur und Kunst und auch an Leuten Geschmack finden, die sich für Beides interessiren. Ich werde also länger auf Cuba bleiben, als ich gedacht habe, aber — — ich komme auch nur ein mal in meinem Leben nach Cuba. Und Cuba ist doch eine wahre Heimat der Schönheit und ich wundere mich blos darüber, daß sie als solche noch so wenig gekannt ist. Naturforscher, Architekten, Maler und Dichter sollten hierher kommen und sich neue Kenntnisse, neue Eingebungen holen. Luft und Licht, die Pflanzenwelt über der Erde und die Grotten unter derselben sind voll von Leben und Schönheit! — Nicht weit von dieser Plantage gibt es auch eine merkwürdige Grotte, die wir wo möglich morgen früh ganz zeitig besuchen wollen.

Wir haben jetzt zur Gesellschaft im Hause ein lebhaftes junges Mädchen, eine französische Creolin Namens Eudoxie Bacot, deren munteres Geplauder und naturfrisches graziöses Wesen großes Vergnügen gewährt. Junge Mädchen haben bisweilen auch hier, wie in Schweden, Mädchengedanken von einem Asyl, von einer Art Paradies für junge Mädchen, in dem keine Männer Zutritt haben. Eudoxiens einziger Bruder soll die Absicht haben, ein solches entsprechendes Paradies für junge Männer zu errichten, von welchem alle Frauenzimmer ausgeschlossen sein sollen. Ich fürchte, daß diese jungen exclusiven Paradiesbewohner selbst sich eines Tages dadurch aus ihrem Paradies verbannen werden, daß sie in den Ehestand treten. Ich möchte nicht für den Beruf der hübschen Eudoxie zur Nonne bürgen.

Ich habe das Porträt dieses liebenswürdigen jungen Mädchens in mein Album gezeichnet. Bei dieser Beschäftigung saß eine kleine grüne Eidechse gewiß zwei Stunden lang auf einer Weinrebe am Fenster und guckte

herein. Eine andere Eidechse — ihre Gegnerin oder ihre Gattin — saß ein wenig höher, ihr gerade gegenüber und schien ihre Bewegungen zu bewachen. Diese kleinen Thiere gewähren mir viel Vergnügen, denn sie sehen so klug und verständig aus. Wenn sie sich artig gegeneinander bezeigen, so öffnen sie an einer Seite eine Art Flügel von der prächtigsten rothen Farbe und wedeln damit wie mit einem Fächer.

Heute Morgen fand ich zu meinem Erstaunen, daß alle meine Cucullos aus dem Glase weg waren, welches stets auf meinem Toilettenspiegel steht. Ich konnte nicht begreifen, wie dies zugegangen war, da ich wußte, daß diese Thierchen nicht so viel Energie besitzen, um das Zuckerrohr zu verlassen und davon zu fliegen. Später im Laufe des Vormittags sah ich eine große Spinne — so groß wie die Hand eines kleinen Kindes — an der Wand meines Zimmers sitzen und einen Cucullo verspeisen. Diese häßlichen Thiere habe ich schon mehrmals an dieser Stelle sitzen sehen. Sie sehen scheußlich aus, sollen aber unschädlich für die Menschen sein. Die Menge der hier lebenden Insekten ist jedoch ein Ungemach. Um eßbare Sachen aufzubewahren, muß man sie mit Wasser umgeben.

Man spricht allgemein von einem neuen Angriff auf Cuba, von einem neuen Eroberungsversuch, der von amerikanischer Seite beabsichtigt sein soll. Man sagt, die Expedition werde in Yucatan ausgerüstet und bestehe aus einer Menge Leuten, die an dem Mexicanischen Kriege Theil genommen haben. Man erwartet sie gegen Ostern. Mehre Familien auf den Plantagen halten sich bereit, die Insel zu verlassen, sobald Unruhen ausbrechen. Die Creolen sind erbittert und misvergnügt über die spanische Regierung und haben auch alle Veranlassung dazu. Sie wünschen allgemein ihre Befreiung vom spanischen Joch, aber sie sind zu schwach, um diese Befreiung selbst zu unternehmen. Und außerdem fürchten sie die Neger, die sich bei der ersten passenden Gelegen-

heit gegen sie kehren würden. Dagegen rüstet sich die spanische Besatzung der Insel scharf zur Vertheidigung gegen die Amerikaner.

Die amerikanische Regierung hat sich öffentlich gegen diese Freibeuterexpedition erklärt und alle guten Bürger in den Vereinigten Staaten aufgefodert, sich derselben zu widersetzen. Aber die Spanier haben dessenungeachtet die amerikanischen Sklavenstaaten in dem Verdacht, daß sie ihre Hand dabei im Spiel haben, um durch die Vereinigung von Cuba, als einem Sklavenstaat, mit der nordamerikanischen Union ein Gegengewicht gegen die Vermehrung der freien Staaten im Norden zu erhalten. Den Ausgang dieser Angelegenheit werde ich wol in den Vereinigten Staaten erfahren.

Den 22. April sage ich diesem schönen, aber vom Wurm benagten Cuba Lebewohl!

Matanzas, 6. April.

Wieder in Mr. und Mrs. Baley's trefflichem und angenehmem Hause, glücklich mit den jungen schönen Gatten den Hauch der Luft trinkend. Kein Ort hat solche Luft wie Matanzas, so belebend und so lieblich; und nirgends hört man soviel Musik. Den ganzen Tag hört man von vier bis fünf Fortepianos in der Nachbarschaft cubanische Contretänze spielen. Abends erscheinen auf der Piazza, die der unserigen gegenüber liegt, einige junge Herren, singen spanische Romanzen und begleiten sich mit der Guitarre dazu. Ein geschickter Harfenspieler geht von Thür zu Thür, schlägt die Saiten, während er die Harfe auf dem Rücken trägt und spielt an den Thüren „la Aragonesa“, diesen Tanz voll so sprühenden Lebens, daß Alles in mir sprüht und hüpft, so oft ich ihn höre, oder „la Cachuca“ voll von Anmuth. Dazwischen ertönt die Militärmusik von „la Plaza de Armas“, während „le beau monde de Matanzas“ im

Mondschein unter den Pappeln umher spaziert, die Frauenzimmer alle mit unbedecktem Haar, mit Blumen oder anderm Schmuck, mit durchsichtigen Schleiern und weißen Kleidern. Und da spaziere auch ich mit meiner jungen Wirthin und den Herren im Hause oder mit meinem jungen freundlichen Landsmann Franke an den schönen Abenden. Man hat also genug Musik in Matanzas und Abends gibt es ein wahres Charivari von Musik, obgleich dasselbe nicht unangenehm ist, denn Takt und Inhalt der Musik hat von allen Richtungen her viel Aehnliches. Es liegt ein heiteres, spielendes, sorgenloses Leben darin. Ich lasse mich von demselben einwiegen und bade mich in dem Hauch der Lüfte, die mich umtanzen, wie liebliche kosende Zephyre, während ich draußen auf der Piazza bis gegen Mitternacht das südliche Kreuz schimmernd emporsteigen sehe, immer höher und höher über einem Wald von dunkelgrünen, laubigen Sapotabäumen. Ja, es ist ein eigenthümliches wunderbares Stillleben. Ich wünschte, daß es alle Menschen genießen könnten. In den amerikanischen Prairien und überhaupt oft in Amerika wünschte ich meine Arme ausbreiten und über die ganze Erde fliegen zu können. Hier möchte ich blos still leben, in den Kronen der Palmen umrauscht von ihren Zweigen sitzen oder wie daheim in einem Schaukelstuhl schweben können, eingewiegt von Musik und paradiesischen Lüften. So könnte ich, glaube ich, bis in alle Ewigkeit sitzen und würde nichts vermissen!

Gestern Abend brachte mich Mrs. Baley in ihrer Volante auf die Höhe von Combre. Zwei Pferde zogen die Volante rasch hinauf, obwol es ein Weg von zwei tüchtigen Stunden ist, ehe man die Höhe erreicht. Der Weg führte auf beiden Seiten durch hohe candelaberähnliche Aloebüsche. Wenn man aber die höchste Spitze des Bergrückens erreicht hat — — — dann zur Rechten das große blaue Meer mit seinen großen und kleinen Handels- und Kriegsschiffen, das ganze große Weltleben

und dieses grenzenlose Weltmeer, zur Linken aber, eingeschlossen zwischen Bergen, das Yumorithal mit seinen grünen schönen Wäldern von Palmen, gleich einem stillen friedlichen Paradies zu sehen — — größere und schönere Contraste lassen sich gar nicht denken!

Schöne Wohnsitze, die Landhäuser vermögender Bewohner von Matanzas, liegen hier von Bäumen und Blumen umgeben.

Wir sahen die Sonne unter- und den Mond aufgehen in ruhiger Herrlichkeit. Ich konnte blos sagen: — „Gütiger Gott, wie schön sind deine Werke!"

O, ich möchte auf diese Höhe von Combre einen lebensmüden und verbitterten Menschen setzen, der in die dunkelsten Abgründe des Lebens hinabgeblickt hat; ich möchte ihn hier sehen, athmen und wieder Muth und Hoffnung aus diesen sprechenden Symbolen des Reichthums und der Herrlichkeit des Allgütigen schöpfen lassen. Ich möchte ihn hierher setzen und zu ihm sagen: — „Siehe, dies Alles ist dein — wird dein eines Tages, wenn deine Wanderung durch die Wüste beendigt ist und du den Sieg gewonnen hast!"

Wir fuhren im hellsten Mondschein zurück, auf dem ganzen Weg mit offener Aussicht auf das Meer, das uns nun zur Linken lag. Aber Mrs. Baley und ich waren in eine Unterhaltung über ganz andere Gegenstände als die Schönheiten der Natur gerathen. Ich schenkte deshalb den letztern nur halbe Aufmerksamkeit und habe nun darüber einige Gewissensbisse.

10. April.

Ach, wie habe ich mich gefreut, einen Brief von dir zu empfangen und daraus zu erfahren, wie es daheim steht! Der Brief war zwar schon ziemlich alt, denn er war bereits im Monat Januar geschrieben, aber er schmeckte mir armer Westindienfahrerin ganz frisch und delicat. Und nichts darin erfreute mich mehr, als daß du schon

den 1. Juni mit Quidings nach Marstrand reisest. Ueberlegende, verständige Leute, Schwager und Schwester! Und du kannst später deine Bäder in Ärsta fortsetzen.

Im Juli komme ich wol noch nicht heim, vielleicht noch nicht einmal im August. Ich habe in den Vereinigten Staaten noch soviel zu sehen und zu durchdenken. Aber wenn die kühlen Tage kommen, dann, meine Agathe, werde auch ich kommen und bei dir und der Mama bleiben. Und was ich an Licht und Wärme und an allem Guten, im Großen wie im Kleinen, auf meinen Wanderungen eingesammelt habe, das werde ich nicht für mich allein behalten — darauf kannst du dich verlassen!

Vieles habe ich auf Cuba sowol mit dem Geist als mit dem Körper genossen und Vieles genieße ich noch. Ich bin dick und verjüngt daselbst geworden (Nb. im Verhältniß zu Dem, was ich in den Vereinigten Staaten war, wo ich mager und alt geworden war) und ich würde mich noch mehr verbessert haben, wenn ich hätte mehr ruhen können. Aber mein bildender Sinn ist hier so belebt oder vielmehr so aufgeregt worden, daß er mir keine Ruhe läßt, sondern mich fast in einem fortwährenden Fieber erhält. Unaufhörlich erscheinen neue Gegenstände und Bildungen, mahnen mich zur Nachbildung oder zur Zusammensetzung und treiben mich an, mehr zu unternehmen, als ich in Rücksicht auf meine Zeit und meine Fähigkeit vollenden kann. Es ist fast lächerlich und zuweilen ein wenig bedauernswerth, denn ich habe weder Rast noch Ruhe. Aber die Arbeit vergnügt mich mehr, als sie mich jemals vergnügt hat, und ich zeichne Porträts besser als früher. Allein das Beste, was ich mache, lasse ich in den Wohnungen zurück, in denen ich mich hier aufgehalten habe. Ja, diese lieben schönen Wohnungen! Sie sind mir günstig gewesen auf Cuba wie in den Vereinigten Staaten, offen und gastfrei, sie haben mir Ruhe und Freunde gewährt, haben mir soviel

gezeigt und erklärt von dem innern Leben und Zustande der Gesellschaft und haben mich Menschen sehen lassen, die in meinem Herzen stets mit der Erinnerung an Cubas liebliche Winde und schöne Palmen verbunden bleiben werden. Unter diesen Letztern ist auch Mrs. Phinney, eins der besten Herzen auf Erden, eins jener sanften mütterlichen Wesen, die man innig lieben und achten muß. Es kostete mir viel, sie und ihre freundlichen Töchter zu verlassen, die mich bis auf den letzten Augenblick mit Gaben und Geschenken überhäuft haben.

Mit den beiden jungen Gatten hier lebe ich wie mit jüngern Geschwistern und befinde mich gar zu wohl bei ihnen in ihrem schönen Hause und in Matanzas lieblicher Luft. Ich habe mein geliebtes Yumorithal wieder besucht und zeichne jetzt den Eingang zu demselben von dem Azoteon des Hauses, der eine schöne Aussicht nach dieser Seite bietet. Ich hatte mir auch vorgenommen, ein cubanisches Haus abzuzeichnen und wählte dazu eine reizende Wohnung am „la Plaza de Armas“, setzte mich des Morgens ganz früh mit Zeichnenstift und Buch auf eine Bank unter den Pappeln und dachte so ganz unbemerkt die „Casa Donna Fabiana Hernandez“ in mein Album einzutragen. Am ersten Morgen ging Alles ganz gut. Nur ein Neger guckte aus der Hausthür und sah mich mit mistrauischen Blicken an. Aber am nächsten Morgen guckten mehre Köpfe aus dem Hause und ein Haufen Knaben trat um mich herum und guckte in mein Album. Am dritten Morgen war im Innern des Hauses sichtbare Unruhe, erwachsene Männer kamen heraus, umstanden mich und legten mir Spanisch, jedoch nicht unfreundlich, Fragen vor, die ich nicht anders beantworten konnte, als daß ich auf meine Zeichnung wies und sagte: — „Hermosa casa en Matanzas!“ — Sie lächelten, wollten aber meine Arbeit sehen, und ich konnte nun nicht länger in Ruhe bleiben. Ich verließ deshalb den Platz, nachdem ich das Haus so weit gezeichnet hatte,

um die Malerei in meiner Wohnung vollends ausführen zu können. Ein schönes cubanisches Haus mit seinen Frescomalereien, schönen eisernen Gittern, Pilastern und Verzierungen ist ein wahres Kleinod von Zierlichkeit und Schönheit. Das Thor des Hauses ist verhältnißmäßig zu groß; in dem Thorweg steht fortwährend eine prächtige Volante, die man als die Füße der Familie des Hauses betrachten kann, denn die Familienglieder des Hauses bewegen sich selten aus dem Hause, ohne von der Volante getragen zu werden. Das Thor ist auch stets verschlossen, außer wenn es für die Volante geöffnet wird. Eine kleine Thür im Thore dient dazu, die Fußgänger aus- und einzulassen.

Nachmittags fahre ich mit Mrs. Baley aus, theils um in den Läden einzukaufen, theils hinaus auf die schönen Promenaden „paséo de tacon“ oder „la playa“. Diese letztere — längs des Meeresstrandes, wo wir die frische, liebliche Seeluft trinken, während die Wellen murmelnd an das Ufer schlagen — gewährt mir einen unbeschreiblichen Genuß. Wir kommen zuweilen erst spät nach Hause und dann ist es ein prächtiger Anblick, die Lichter von Matanzas im Schatten der Berge längs des Wassers in der dunkeln, aber klaren Luft schimmern zu sehen.

Unsere Einkäufe in den Läden finden dermaßen statt, daß, wenn unsere Volante vor einem Laden hält, sogleich ein oder zwei junge Ladeninhaber an den Wagen eilen und nach unsern Befehlen fragen. Wir sagen, was wir wünschen, und das Gewünschte wird uns sogleich gebracht; wir können uns auswählen, was wir wollen, und machen unsere Einkäufe, ohne die Volante verlassen zu haben. Aber wir mögen Etwas kaufen oder nicht, das Benehmen der jungen Ladeninhaber ist gleich artig, gleich zuvorkommend und gleich angenehm. Ja, man glaubt eher junge Pagen aus der Ritterzeit zu sehen als einfache Ladeninhaber, so artig und einnehmend zeigen

sich diese jungen Creolen gegen die kaufenden „señoras“ oder „señoritas“, wie sie dieselben in schmeichelndem melodischen Ton nennen. Viele von diesen jungen Kaufleuten gehören auch guten Familien auf der Insel an. Denn die Creolen haben wenig Aussicht zu einem andern Fortkommen als durch Handel oder Ackerbau. Aemter oder militärische Chargen werden blos Spaniern gegeben.

Bei diesen Ausfahrten grüßt meine junge Wirthin die Vorüberfahrenden oder die Leute in den Häusern durch eine graziöse Handbewegung mit dem Ausruf: — „Adios!“ — während wir vorüberfahren. So ist es hier gebräuchlich. Das Grüßen mittels einer anmuthigen freundlichen Handbewegung — die hier verschiedene Grade von Ausdruck oder Innigkeit hat — ist hier allgemein für Herren wie für Damen Sitte und scheint mir eine ebenso passende als graziöse Weise der Begrüßung, gegen welche die in unsern Ländern unter den Herren übliche Sitte, durch Abnehmen des Hutes zu grüßen, sehr beschwerlich und unnöthig erscheint. Der artige Spanier fügt seinem Gruß an ein Frauenzimmer noch die Worte: — „Ich küsse Ihre Hände!“ — oder „A los pedes señora!“ — hinzu, die zwar nichts bedeuten, aber schön klingen. Die Spanier sind ganz gewiß die artigsten unter allen Männern; aber man behauptet, daß sie auch die flüchtigsten wären.

Gestern Nachmittag sah ich spanische Soldaten exerciren. Die Soldaten manövrirten vortrefflich, waren aber sehr kleine Leute. Ihr Benehmen und ihre Disciplin auf der Insel wird als sehr gut gerühmt.

Kommt der Abend, so kommt die Musik theils in, theils außer dem Hause, und das Wehen des Meerwindes auf der Piazza. Mrs. Baley spielt die lebendigen spanischen und cubanischen Tänze ausgezeichnet gut; gegenwärtig spielt sie auch schwedische Polsken, die sie von mir gelernt hat, und ich spiele ihre Tänze. Zuweilen

kommen auch einige Besuche, theils Europäer, die auf der Insel wohnen, theils Spanierinnen, die beständig mit ihren Fächern manövriren und rasseln; denn die Pracht und die Schwere des Fächers ist ein Schmuck bei den Spanierinnen. Ich habe Fächer gesehen, von denen das Stück fünfundzwanzig bis hundert Dollars kostet. Die kostbarsten sind von Elfenbein mit Gold eingefaßt und haben vielerlei Zierathen, zu welchen auch kleine ovale Spiegel auf den äußern Seiten gehören. Das Manövriren mit dem Fächer ist hier eine ganze Wissenschaft, in welche die Spanierin oder die spanische Creolin eine ganze Zeichensprache legt, mittels deren sie sich mit dem Freund ihres Herzens unterhält, wann und wie sie will.

In den Empfangszimmern auf Cuba stehen zwei Reihen Schaukelstühle theils von spanischer, theils von amerikanischer Façon — die spanischen sind weit prächtiger, aber auch schwerer — vom Fenster nach dem Zimmer zu. Hier sitzt man und unterhält sich schaukelnd und sich fächelnd, während der Wind durch die Fenster ins Zimmer spielt. Man trinkt Thee und ißt Eingemachtes.

Die spanischen Creolinnen haben schöne, sanfte, braune Augen, sollen einen sehr guten natürlichen Verstand haben, auch viel Witz, aber dabei sehr unwissend sein. Im Hause beschäftigen sie sich vorzugsweise mit Nähen, mit ihrem Anzug und mit dem Empfangen und Erwidern von Besuchen.

Noch einen Ausflug will ich mit meinen freundlichen Wirthsleuten machen, nämlich eine Fahrt auf den Canimafluß, einen der schönsten der schönsten Flüsse Cubas, der nicht weit von hier ist. Dann — — sage ich Matanzas Lebewohl.

13. April, Abends.

Gestern früh vor dem Aufgang der Sonne machten wir uns auf den Weg, Mrs. Baley, ihr Bruder Philipp und ich, und eben als die Sonne in voller Pracht aus dem

Meer emporstieg, fuhren wir von dem Ufer bei Matanzas ab. Ein ältlicher, wetterzerschlagener Seemann, ein spanischer Creole, und seine beiden jungen Söhne waren unsere Ruderer. Das Meer war ganz ruhig oder bewegte sich blos in langen, glatten Wellen ohne Schaum. Das mußte aber auch so sein, wenn wir ohne Gefahr in den Canimafluß gelangen sollten, denn bei rauherm Wetter brechen sich die Wellen heftig bei dem Ausfluß desselben in das Meer. Cuba hat eine Menge Flüsse, die von den Bergen herabkommen, aber keine großen oder auf weitere Entfernungen schiffbaren Flüsse.

Nach etwa halbstündigem Rudern auf dem Meere erreichten wir den Canima, einen kleinen hellen Fluß, der sich zwischen hohen steilen Bergwänden hinzieht und mit tropischen Pflanzen bedeckt ist. Auf den Anhöhen wehten Fächerpalmen in malerischen Gruppen und an den abschüssigen Wänden der Felsen hingen an unzähligen Arten von Bäumen und Büschen prächtige Luftgewächse mit rothen, gelben, weißen oder purpurfarbigen Blüten, um welche kleine grüne Kolibris schwebten. Am Ufer des Flusses standen Bäume und Bambusbüsche, die sich mit Bewegungen von so fehlerloser Anmuth auf den Fluß herniederbeugten, daß sie mich entzückten und fast wehmüthig stimmten. Die Schatten der Anhöhen lagen auf dem Flusse, der ganz ruhig in seiner tropischen Welt wie ein schönes Mysterium vor uns erglänzte. So fuhren wir den Fluß hinauf, Stunde auf Stunde, und jede neue Wendung enthüllte uns neue Schönheiten, aber immer von derselben Art, Palmen, Bambus, Luftpflanzen, Kolibris. Ein schöner weißer Vogel mit langem Hals und mit einer Gestalt wie ein kleiner Schwan flog fortwährend in einer kleinen Entfernung vor uns her, setzte sich zuweilen am Ufer nieder, um auszuruhen, flog aber wieder auf, sobald wir ihm wieder nahe kamen, und zeigte uns von neuem den Weg. Man nennt diesen Vogel „Gazza“.

Aber die Sonne stieg höher und in der Tiefe zwischen den Bergwänden war kein Luftzug. Es wurde drückend heiß. Die Knaben, die uns ruderten, füllten Wasser aus ihren thönernen Krügen in sich und tranken, ohne zu schlucken, indem sie die Köpfe zurückbogen und die Mäuler vor dem Wasserstrahl öffneten, der durch das an dem Krug angebrachte Röhrchen mehre Secunden lang hernieder rann. Darauf riefen oder pusteten sie: — „Ave Maria!" — lachten und ruderten wieder.

Wir landeten in einer kleinen Bucht des Flusses und verzehrten unser Frühstück unter einigen schönen Bambusbäumen, während Kolibris über rothen Blüten um uns schwebten.

Ich ging ein Stück Wegs das Ufer entlang; der Fluß war hier sehr schmal. Am jenseitigen Ufer zeigten sich einige verfallene hölzerne Häuser. Die reizendsten Gruppen von Palmen und Bananenbäumen standen hier an den Krümmungen des Flusses. Alles sah üppig und paradiesisch wild aus. Krabben und eine Art von Krebsen, die man wegen ihrer einzigen großen Schere in Amerika „fiddlers" nennt, wimmelten am Ufer herum, als ob sie uns auf unserer ganzen Reise längs der Ufer begleitet hätten.

Trotz aller Schönheit der Pflanzenwelt fühlte ich, daß man, um in dieser eingeschlossenen Welt glücklich zu leben, eine Krabbe oder ein Kolibri sein muß. Ich wäre hier vor Mangel an freier Luft umgekommen.

Auf dem Rückwege wurden wir von einem Gewitter der wildesten Art überrascht. Trotz unsers gewölbten Daches von Wachstuch über unserm Boot wurden wir tüchtig naß, was mich um der Mrs. Baley willen beunruhigte, die sich an diesem Tage nicht wohl befand und überhaupt nicht sehr stark ist. Wir waren froh, nach einer Fahrt von zehn Stunden wieder nach Hause zu kommen. Unsere Ruderer waren damit fortgefahren, Wasser in sich hineinzufüllen, „Ave Maria" zu seufzen

und während der ganzen Fahrt bei guten Kräften und bei guter Laune zu sein. Ich mußte ihre Ausdauer bewundern.

Wir waren sehr müde, aber wir hatten doch den Canima gesehen und ich hatte einen Eindruck von der tropischen Scenerie desselben neben der Scenerie bei den Flußfahrten auf dem Hudson, Savannah, Mississippi, Ohio und mehren andern Flüssen des Westlandes.

Und nun ist es Abend, mein letzter Abend in Matanzas. Morgen will ich nach Havanna reisen. Ich habe den Abend allein mit den schönen jungen Gatten zugebracht, zum letzten mal Mrs. Baley „la Hauta Aragonesa“ spielen, zum letzten mal „Adeste fideles“ von Mr. Baley auf der Orgel vortragen hören. Ich bat sie um diese Stücke, ich wollte dieselben als die letzte Erinnerung an die Tage mitnehmen, die ich in ihrer Wohnung verlebt habe. Morgen ganz früh trenne ich mich von diesen liebenswürdigen freundlichen Menschen, von Matanzas und seiner schönen Umgend. Es kommt mir sehr sauer an, aber es kann nichts helfen. Nie werde ich solche Luft, solche Winde fühlen, nie wieder einen solchen Strom von schöner Musik hören, nie wieder Yumori, Canima und Combre sehen!

Sechsunddreißigster Brief.

Havanna, 15. April 1851.

Guten Morgen, mein liebes Herz, wieder in Havanna, wo ich ganz vortrefflich in Mr. Woolcott's Hôtel „Havanna House“ wohne, in welchem gegenwärtig etwas billiger zu leben ist, da sich die Flut von Reisenden nun verlaufen hat und darum kein Mangel an Zimmern stattfindet. Ich habe mein voriges kleines Zimmer mit dem Ausgang auf das Dach wieder, und auch die brave wohlgelaunte Mrs. Mary, die für mich sorgt, und noch eine schwarze Rosetta mit prächtigen Augen, die mich bedient. Die guten Tolmès haben mir in ihrem Hause Zimmer angeboten; aber ihre Wohnung ist voll von Kindern und von Gästen. Ich will ihre Gastfreiheit nicht misbrauchen und außerdem befinde ich mich unendlich wohl in meiner Freiheit und Einsamkeit.

Es ist Grüner Donnerstag, ein großer Festtag in der katholischen Kirche, und ich habe heute Morgen ein paar Kirchen in der Stadt besucht. Es war darin große Parade. Damen wie zum Ball angekleidet, auf prächtigen Teppichen knieend, in seidenen Kleidern und seidenen Schuhen, mit Juwelen, goldenem Schmuck und Blumen, mit entblößten Hälsen und Armen. Ueberall diese durchsichtigen

schwarzen Mantillen und ringsum diese flimmernden bewegten Fächer. Auch ganz junge Mädchen sind so angeputzt. Draußen stehen beschauende und lorgnettirende Herren. Der Anblick dieser geschmückten, blos halbverschleierten Frauen von allen Farben — auch Mulattinnen von großer Schönheit und mit prächtigen Gestalten befanden sich unter ihnen — in dem Mittelgang der Kirche scharenweise auf den Knien liegend, nach dem Hochaltar gewendet, ist wirklich schön, besonders da die Augen und Büsten der Spanierinnen von ausgezeichneter Schönheit sind. Allein der Mangel an Ernst in Allem, außer in der Gefallsucht und Eitelkeit, ist störend, besonders an einem Tage, wie an diesem — — — am Tage des Abendmahls, diesem Tage der stillen prunklosen feierlichen Einweihung zu dem höchsten und heiligsten Leben der Menschheit. Ich erinnere mich eines Grünen Donnerstags in der St.-Jakobskirche zu Stockholm, in welcher gerade die sogenannte Privatcommunion stattfand. Da kamen Familien, Väter, Mütter und Kinder, um zusammen aus dem Kelch zu trinken. Ich erinnere mich noch immer dieser innigen schweigenden Andacht in der menschenerfüllten Kirche!

Es ist unter den Fremden aus allen Nationen, die auf Cuba wohnen, nur Eine Stimme über den vollständigen Mangel an religiösem Leben auf der Insel. Die Priester leben in offenbarem Widerspruch mit ihren Gelübden, genießen keine Achtung und verdienen auch in der Mehrzahl keine Achtung. Das sittliche Leben steht hier nicht höher als das religiöse.

— „Es gibt genug Liebe und Leidenschaft auf Cuba" — sagte mir ein denkender junger Mann, der daselbst wohnhaft ist — „aber mehr auf dem Wege des Lasters als der Tugend." — Der Mammon wird blind angebetet. Aeußerst selten wird eine Ehe geschlossen, bei welcher er nicht vor allem zu Rathe gezogen worden ist. Frauenzimmer, die sich nicht verheirathen, bleiben sehr selten

tadellos in ihrer Lebensweise. Eine von meinen ältern Freundinnen in Havanna kannte daselbst blos eine einzige tugendhafte unverheirathete alte Dame. Unter den Männern dürfte man aber keinen einzigen finden.

Der Mensch kommt auf diese schöne Insel wie ein Parasit, der blos das Leben dieser Natur aussaugen und auf deren Kosten leben will. Die Natur rächt sich, sie umschlingt den Menschen mit hundert Armen, zieht ihn zu sich herab, erdrückt sein höheres Leben und macht ihn an ihrem Busen zur Leiche.

Am Abend.

Ich habe wieder drei bis vier Kirchen in der Stadt besucht. Sie sind heute Abend prächtig illuminirt auf den Emporen und rings um die Altargemälde. Sie waren Abends weniger voll, als bei der Messe am Morgen; es waren auch weniger angeputzte Leute darin. Mehre derselben schienen mit Andacht zu knien und zu beten. In der Domkirche saßen auf jeder Seite der Kirche zwei stattliche spanische Damen, ganz mit Juwelen bedeckt. Vor jeder derselben stand ein Tisch, auf welchem Geschenke für die Kirche eingesammelt wurden. Ein einziges Stück von ihrem prächtigen Schmuck hätte alle Gaben, welche diese armen Leute in den Opferstock legten, reichlich aufgewogen. Ungehindert ging ich aus und ein und mischte mich unter die Volkshaufen in den Kirchen oder auf den Straßen. Alles ging still und friedlich zu. Es sah aus, als ob das Volk sich blos vergnügen wollte. Von dieser Stunde an bis zum Morgen des Ostertages herrscht tiefe Stille in Havanna. Keine Volante darf sich auf den Straßen zeigen. Aber morgen werden die Straßen von einer großen Procession durchzogen.

Am Ostertage.

Ich besah mir die große Procession vorgestern Vormittags von der Piazza bei einigen amerikanischen Bekannten am „la Plaza de Armas“. Frauenzimmer in Ballanzügen, weiße, gelbbraune und schwarze, mit ihren Cavalieren erfüllten den Platz, schon zeitig am Nachmittag lustwandelnd, schwatzend und lachend. Besonders zeichneten sich die Mulattinnen durch ihren prächtigen Putz, ihre glänzenden Blumen und den Schmuck in ihrem Haar und um ihren Hals aus und schwenkten sich mit stolzen pfauähnlichen Bewegungen herum. Man sah, daß das Volk ein großes Schauspiel erwartete. Und das kam auch in der Dämmerung mit Lichtern und Fackelglanz.

Das Bild des todten Christus wurde herumgetragen, auf einem Paradebett unter einer ungeheuern Lichtkrone liegend, die das bleiche edelgeformte Antlitz von Wachs erleuchtete. Hinter ihm her trug man die weinende Maria in einem goldgesäumten Sammetmantel und mit der goldenen Krone auf dem Kopfe; die andere Maria und Maria Magdalena trugen ebenfalls prunkende Gewänder. Die Procession war sehr groß und nicht ohne Pomp und Würde. Unter den Theilnehmern an derselben bemerkte ich eine Menge Neger mit großen weißen Schärpen schief über Brust und Schultern. Man sagte mir, daß sie einer Art von Freimaurerorden angehörten, der sich der Kirche durch Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, durch Krankenpflege in den Hospitälern u. s. w. anschließt.

Tausende von Menschen drängten sich auf dem Markt und auf den Straßen, die Schwarzen namentlich in alle Farben des Regenbogens gekleidet. Es war ein prächtiges Schauspiel, aber man kann sich keine weniger passende Gelegenheit zu demselben denken. Kein Hauch von Ernst schien diese ganze Volksmenge zu bewegen. Man sah es

deutlich an dieser Procession: — „Die Religion auf Cuba ist todt!"

Indessen war gestern Fasttag und tiefe Stille in dem heitern Havanna. Heute Morgen wurde das Bild des auferstandenen Christus in einer großen Procession aus der Domkirche in die Kirche St.-Catalina gebracht. Von St.-Catalina zog dagegen eine andere Procession aus, welche die Maria Magdalena, wie dieselbe weinend den Heiland sucht, mit sich trug. Als die Processionen aufeinander stießen und Maria Magdalena den Heiland erblickte, wurde ein Kanonenschuß gelöst. Sogleich begannen alle Glocken zu läuten, die Flaggen im Hafen und auf den Thürmen wurden aufgezogen, Fanfaren ertönten. Das Fasten war vorüber; die Volanten rasselten durch die Straßen, Neger liefen schreiend und lachend herum. Es war ein allgemeiner gedankenloser Jubel.

Während dieses Jubels ging ich aus und nahm meinen Weg nach meiner lieben „Cortina de Valdez". Es war der schönste Morgen, den man sich denken kann. Das durchsichtige blaue Meer, vom Wind bewegt, warf seinen Silberschaum in hohen Brandungen an den Fuß von dem Felsen des Morro und die Flaggen im Hafen flatterten fröhlich in der Morgenluft. Die Atmosphäre war erfüllt von neugeborenem Leben. Weiße Tauben flogen zu dem weißen Marmorbassin hernieder und tranken aus dessen frischem perlenden Springbrunnen; kleine grüne Eidechsen liefen auf der Mauer herum. Ich blickte auf sie, auf alle Wesen, auf die ganze Welt mit Liebe und mit Freude. Und während ich so dahinschritt, bewegten sich in mir folgende Worte:

„Sie geht allein,
Sie ist in fremdem Land;
Weit entfernt von Verwandten und Freunden.
Sie geht allein,
Allein unter fremdem Volk.

Sie kennt Niemand,
Niemand kennt sie,
Man blickt sie an
Mit kalten gleichgültigen Blicken.
Aber ihr Herz
Ist voll von Freude,
Von überquellender Seligkeit;
Ihr Auge erglänzt
Von schimmernden Freudenthränen.

Sie hat einen Freund;
Und der war todt,
Ist wieder erstanden,
Und das ist sein Auferstehungstag,
Des Ostertags Morgen!
Und der wehende Wind,
Und die steigende Sonne,
Die klingenden Glocken,
Die fliegenden Fahnen,
Geöffnete Blumen,
Trompeten und Trommeln,
Das große Weltmeer,
Die zwitschernde Oedla*),
Die Taube, die an der Quelle trinkt,
Sie reden von ihm,
Sie tragen seinen Namen,
Den Namen des Geliebten,
Und Er trägt die Welt!"

---

20. April.

Dein Geburtstag! Segen über diesen Tag, der mir meine liebe Freundin schenkte! — Ich kann dir heute keine Blumen geben, aber ich will mich im Geiste zu dir setzen und dir die Geschichte dieses Tages erzählen, der bunt, aber ergötzlich für mich gewesen ist und auch dich ergötzen wird.

---

*) Eidechse.

Zwei amerikanische Herren — von jenem ritterlichen Geschlecht, das, wie ich hoffe, unser Herr mit dem besten Lohn der Männer segnen wird, mit einer guten und schönen Gattin — hatten sich, als ich auf der Eisenbahn von Matanzas nach Havanna reiste, unaufgefodert meiner angenommen und mich und mein Gepäck wohlbehalten nach Havanna house gebracht. Einer von ihnen, der sich lange auf Cuba, in Texas und in Mexico aufgehalten und dadurch einen Anstrich von spanischer Anmuth in Sprache und Benehmen erhalten hatte, ist mir seitdem ein angenehmer und interessanter Gesellschafter, dem ich ein lebendes Gemälde von der Natur, der Bevölkerung und der Sitten dieser südlichen Länder zu danken habe. Der Andere, ein Kaufmann aus Neuyork, Mr. Faile, ernst und einfach in seinem Wesen, ist einer von den Männern, in deren Gesellschaft ich mich wohl fühle und mit denen ich in ein geschwisterliches Verhältniß zu treten pflege.

Mit echter amerikanischer Einfachheit und so freundlich und ruhig, als ob er mein Bruder wäre, hat mich dieser Herr auf mehren kleinen Ausflügen begleitet und für mich gesorgt. So fuhren wir vorgestern zusammen in den schönen Hafen und hinüber zu der Anhöhe „Casa bianca", die von wilden candelaberähnlichen Aloepflanzen bedeckt ist, und sahen von da aus einen herrlichen Sonnenuntergang, und fuhren dann im Boot in dem dunkeln schönen Schatten, den die Anhöhe auf das Wasser warf, und sahen das Wasser in goldenen und silbernen Tropfen von den Rudern fallen. Es war eine schöne Fahrt, die lediglich durch die Gesellschaft eines deutschen Herrn einen kleinen Schatten empfing, der bedeutend viel von der Prahlerei besaß, die man zuweilen bei europäischen Herren, selten aber bei Amerikanern findet. Sein aufgeblasenes Wesen stand hier in starkem Contrast zu dem einfachen und eben durch seine Einfachheit weit überlegenen Amerikaner.

Eigentlich wollte ich dir erzählen, wie ich mit den beiden ritterlichen amerikanischen Herren es angefangen habe, gemeinschaftlich die „Cabildos de Negroes“, d. i. Versammlungssäle der freien Neger in der Stadt, zu besuchen. Allein dahin zu gehen, war für mich unmöglich, da ich die spanische Sprache nicht kenne. Die beiden Herren erboten sich daher, mich zu escortiren, und Mr. C**, der Spanisch spricht wie ein Spanier, sollte einen Versuch machen, uns daselbst Zutritt zu verschaffen, obgleich die freien Neger in der Regel den Weißen keinen Zutritt zu ihren Gesellschaften verstatten und hier keineswegs so duldsam und unterwürfig wie in den Vereinigten Staaten sind.

Da diese Zusammenkünfte eigentlich Sonntags Nachmittags oder Abends stattfinden, so begaben wir uns heute Nachmittag in die Straße, in welcher sich die Cabildos der Neger befinden. Dieselben nehmen eine ganze Straße an einem Thore der Stadt ein. Diese Straße besteht auf einer Seite aus einer Festungsmauer, auf der andern Seite aus einer Mauer, hinter welcher sich die Säle der Neger befinden. Die ganze Straße wimmelte von Negern, theils mit Bändern und Schellen herausgeputzt, theils tanzend oder auf und nieder hüpfend. Es war eine wilde, aber keine gewaltsame Regellosigkeit, und durch dieselbe hindurch tönte aus mehren Richtungen der muntere rhythmische Takt der afrikanischen Trommeln. An den Thüren der Mauer, welche zu den verschiedenen Sälen führten, standen Haufen von weißen Männern, die meisten darunter augenscheinlich Seeleute, welche hinein zu gucken suchten, da sie nicht hineingehen durften. Aber ein paar Neger mit Stöcken in den Händen standen vor der Thür, sperrten mit gutmüthigem Ernst den Zutritt und ließen die Thür blos halb offen stehen. Bei dem Cabildo der Luccomees gelang es Mr. C** mit einiger Mühe, den Kopf durch die Thür hinein zu stecken und um Erlaubniß zu bitten für „la señora“,

hineintreten zu dürfen. Einige Negerköpfe guckten heraus und als sie meinen weißen Hut und meinen Schleier, sowie die Blumen erblickten, mit denen ich mich hier mehr als in Schweden zu schmücken pflege, machten sie freundliche Gesichter und erlaubten den Eintritt „por la señora la bonita“. Die Herren, die mich begleiteten, erhielten ebenfalls Erlaubniß, einzutreten; allein für verschiedene Andere, die uns folgen wollten, wurde der Zugang sogleich gesperrt.

Man reichte uns Stühle zum Niedersetzen, nicht weit entfernt von der Thür; man stellte uns der Königin nnd dem König in der Versammlung vor, die uns Beide ein freundliches Gesicht zeigten, und ließ uns dann in Ruhe, damit wir uns umsehen konnten.

Der Saal war ziemlich groß und konnte ungefähr hundert Personen enthalten. An der uns gerade gegenüber liegenden Wand hatte man einen Thron mit einer Krone und einem Thronhimmel darüber gemalt. Dort waren die Sitze für den König und die Königin der Gesellschaft. Der eigentliche Tanz wurde vor diesen Sitzen gehalten. Ein Weib tanzte allein unter einem Baldachin, der von vier Personen in die Höhe gehalten wurde. Man mußte großes Wohlgefallen an ihrem Tanz gefunden haben (obgleich er sich von dem Tanz der Negerdamen, den ich schon früher beschrieben habe, nicht sehr unterschied), denn sie war mit mehren Tüchern behangen und man hatte ihr auch einen Männerhut auf den Kopf gesetzt. Frauen tanzten hier miteinander und Männer ebenfalls; einige schlugen mit Stöcken auf die Bänke und an die Thüren, andere rasselten mit Gourds, welche mit Steinen gefüllt waren, und die Trommeln donnerten mit betäubender Kraft. Man suchte augenscheinlich soviel Lärm als möglich hervorzubringen. Mitten darunter trat plötzlich eine Figur mit einer scharlachrothen Mütze auf dem Kopf hervor, Hals, Arme und Leib mit einer Menge blitzender Perlenschnuren bedeckt, nackend bis zum

Gürtel, nur mit einem scharlachrothen Jäckchen bekleidet. Diese Figur, vor welcher man sich zu beiden Seiten aufstellte, näherte sich mir mit Bewegungen, welche Verbeugungen glichen und bei denen sich der ganze obere Theil ihres Körpers in schlangenähnlichen Wendungen bewegte. In dieser schlangenartigen Bewegung blieb diese Figur vor mir stehen, von der ich nicht wußte, ob sie mich zum Tanz auffoderte oder welche Absicht sie sonst mit ihren freundlichen Mienen und Verbeugungen, sowie mit ihren großen ausgestreckten schwarzen Händen verband. Endlich sprach er und einige andere Personen die Worte: — „Por la bonita!" — aus und ich begriff nun, daß diese herausgeputzte Figur ein Compliment für mich war. Ich beantwortete dasselbe dadurch, daß ich ihr die Hand schüttelte und eine Silbermünze hineinlegte. Wir machten dann einander noch sehr freundliche Gesichter und mein Tänzer nahm dann einen schlangenähnlichen Rückzug und begann auf seine eigene Hand zu tanzen, augenscheinlich mit großem Beifall von Seiten der Umstehenden.

Auf den Bänken saßen eine Menge Neger mit ernstem und auffallend hübschem Aeußern. Die Luccomees haben im Allgemeinen eine schöne ovale Gesichtsbildung, gutgeformte Stirnen und Nasen, einen wohlgebildeten Mund und die schönsten Zähne. Sie sehen weniger gutmüthig und heiter aus als die übrigen Negerstämme, aber unverkennbar haben sie mehr Charakter und Intelligenz als diese. Dieser Stamm gilt für reich, seitdem er einen großen Gewinnst in der Lotterie gemacht hat, und soll seinen Gewinnst auf eine sehr edle Weise, nämlich zum Loskaufen von Sklaven seines Stammes verwenden.

Diese Cabildos werden, wie ich bereits erwähnt habe, von Königinnen, von einer oder zwei, regiert, welche eigentlich über die Vergnügungen bestimmen und über den Ton und die Ausdehnung der Gesellschaft herrschen.

Sie besitzen das Recht, einen König zu wählen, der die ökonomischen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt und einen Schreiber und einen Ceremonienmeister unter sich hat.

Der hiesige König gab mir eine kleine gedruckte Karte, welche den Zutritt zu dem „Cabildo de Ntra Señora Santa Barbara de la nacion Lucumi Alagua"*) verstattete.

Nachdem ich diese Karte erhalten und einen kleinen Beitrag zu der Kasse dieser Gesellschaft gegeben hatte, entfernten wir uns, um noch andere Cabildos zu besuchen. Man war überall so artig, „la señora la bonita" und ihren Begleitern Zutritt zu gestatten. Ich weiß nicht, ob diese Artigkeit dem Charakter der Neger oder dem Einfluß der Spanier auf diesen zuzuschreiben ist; ich bin jedoch geneigt, das Letztere zu glauben.

In einem „Cabildo de Gangas" wurde ich von beiden Königinnen empfangen, zwei jungen schönen schwarzen Mädchen, mit vollkommen gutem französischen Geschmack und Frische in Gewänder von hellrothem Flor gekleidet und mit schönen Bouquets von künstlichen Rosen in den Haaren und an der Brust. Beide rauchten Cigarittos. Jede von ihnen nahm mich freundlich bei der Hand, sie setzten mich zwischen sich und fuhren fort, mit spanischem Ernst zu rauchen. Eine von ihnen hatte wunderschöne Augen ihrer Form und ihrem Glanz nach. An der uns gegenüber befindlichen Wand zeigte sich ein großer und gut gemalter Leopard, wahrscheinlich das Symbol dieses Stammes. Im Saale waren auch einige katholische Bilder und Symbole angebracht.

Hier bewegten sich ganze Scharen von Frauen in einer Art von Tanz gerade wie galvanisirte Frösche, nur

---

*) Der Stamm der Luccomees theilt sich, wie die andern afrikanischen Stämme der Gangas, Congos u. m. a. in mehre kleinere Stämme oder Gemeinden, welche verschiedene Namen und verschiedene Versammlungssäle haben.

sanfter; ihr Körper und alle ihre Glieder bogen und wanden sich ohne Absicht und Zweck; wenigstens konnte ich einen solchen nicht entdecken. Es schien der Ausdruck eines gewissen thierischen Wohlbefindens zu sein; es sah aber auch aus, als ob sie im Dunkeln Etwas suchten. Und dieses arme nächtliche Volk kann auch suchen und noch immer suchen — — — sein eigentliches Leben, sein Leben über der Natur!

Diesem sind jedoch die Neger in den Staaten Nordamerikas näher gekommen. Ich dachte an die nächtliche Versammlung in Südcarolina bei den Flammen des Feueraltars und an die melodischen Hymnen aus dem Lager der Neger!

In einem andern „Cabildo de Gangas" sah ich ebenfalls diesen regellosen schlangenartigen Tanz in Kreisen und Reihen von Männern und Frauen durcheinander gemischt. In einem „Cabildo de Congos" sah ich den Congotanz wieder, ähnlich demjenigen, den ich in der Bohea zu St.-Amelia gesehen hatte, und einen andern Tanz, der eine Mischung aus dem spanisch-creolischen Tanz Yuca und dem Congotanz zu sein schien. In diesen letztern Tänzen ist bei weitem mehr Leben als in den andern, auch weit mehr Kunst und poetischer Sinn. Das an die Wand gemalte Symbol in diesem Zimmer war eine große Sonne mit einem menschlichen Gesicht. Auch hier fanden sich außerdem noch einige christliche Symbole und Gemälde. Allein auch der zum Christen gewordene Afrikaner behält Etwas von dem Aberglauben und von den Götzenbildern seines Vaterlandes zurück. Die Stämme der Gangas und Congos schienen mir von weit mehr ausgelassenem Temperament und von weit mehr thierischem Aussehen als die Luccomees zu sein.

Ein paar andere Cabildos, die wir ebenfalls besuchten, boten nichts Neues von Interesse dar und zuletzt war ich des Lärmens, Gerassels, Geschreies und Gejauchzes, des Staubes und der chaotischen Regellosigkeit in

dem Tanz und in den Bewegungen dieser Versammlung herzlich müde. Ich sehnte mich wieder nach frischer Luft und nach frischem Wasser, und in Folge meines diesfalls ausgesprochenen Wunsches brachte mich Mr. Faile und seine Volante an den Hafen von Havanna.

Es war um die Zeit des Sonnenuntergangs. Wir fragten nach unserm Freund, dem Ruderer vom vorigen Abend, Rafael Hernandez. Er war sehr bald zur Stelle und in seinem prächtigen Boot „la Leonora Rosita" ruderten wir in den Hafen hinaus. O wie schön, an diesem stillen spiegelklaren Abend sanft an den mit Palmen geschmückten Ufern hinzurudern und schweigend die reine Luft zu trinken und die milden durchsichtigen Farben aller Gegenstände zu betrachten. Der Glanz der Abendröthe schimmerte über Allem. Zuletzt wurden die Laternen auf dem Kai „la Alameda de Paula" und auf den andern Plätzen am Hafen angezündet. Sie glänzten am Ufer und in dem hellen Wasser mit einem wunderbar reinen und durchsichtigen Licht. Luft und Licht kommen mir vor, als ob sie Ton und Klang hätten; ich höre deren Reinheit gleichsam, indem ich sie sehe und fühle. Gegenwärtig war mir zu Muthe, als ob ich aus dem Chaos in die Welt des Lichtes und der Harmonie gekommen wäre. Aber wahr ist es, daß mir jeder, auch der schönste Ballsaal neben dieser Rotunde der Natur unter Cubas Himmel dunkel, staubig und qualmig vorkommen würde.

Ich fragte unsern Ruderer — der außer Spanisch auch Englisch spricht — ob er mit seinen Lebensverhältnissen zufrieden sei. Er schüttelte mit dem Kopfe. — „Die Geschäfte gingen schlecht" — meinte er — „eines schönen Tages würde er sich genöthigt sehen, sein Boot und die Stadt zu verlassen."

— „Ihr raucht zu viel Cigarritos, Hernandez!" — sagte ich. — „Nur zwanzig Stück des Tages, Señora!" — erwiderte er und zuckte mit den Achseln.

22. April.

Guten Morgen, meine Theure! Mögest du dich so wohl befinden, wie ich mich befinde! Ich fühle mich bei meinem Leben in diesem Hôtel unendlich wohl. Ich besitze meine volle Freiheit, habe Alles gut und die liebenswürdige Mrs. Mary läßt es mir an nichts fehlen. Zeitig des Morgens gehe ich hinaus auf meine liebe Cortina, sehe die Wellen sich an den Felsen des Morro brechen, trinke Seeluft, unterhalte mich mit den Eidechsen, besuche dann einige Kirchen, sehe die Parade an und höre die Musik. Sodann gehe ich über „la Plaza de Armas“ heim und zögere unterwegs ein bischen, um das Denkmal des Columbus zu betrachten, das ich hernach zu Hause in meinem Zeichnenbuch abzeichne. Aber ich muß mit meiner Betrachtung desselben sehr vorsichtig sein, denn das Militär auf dem Platze fängt schon an, mich zu beobachten. Man fürchtet am Ende gar, daß ich eine „Invasion“ beabsichtige.

Des Abends spät wandere ich auf das Azoteon zwischen die Urnen und sehe den Mond und das Morrolicht (so nennt man das große Feuer auf dem Fort Morro) miteinander wetteifern, die Stadt und das Meer zu beleuchten. Ich sehe das südliche Kreuz mit stiller Majestät sich am Horizont erheben. Dem Nordstern widme ich stets einen Blick der Liebe, wenn er nach dem weiten großen Meer hinaus zeigt, dessen Brausen vom Fort Morro her zu mir dringt, während vom „la Plaza de Armas“ her heitere Militärmusik ertönt. Später in der Nacht wird dieses harmonische Luft- und Tonleben durch die „Serenos“, d. i. durch die Feuerwächter in Havanna unterbrochen, welche auf eine Weise singen, die — sehr betrübend sein würde, wenn sie nicht im höchsten Grade lächerlich wäre. Ich habe noch nie eine solche Aufeinanderfolge von falschen, radebrechenden tonlosen Tönen gehört. Ueber diesen Gesang kann ich mich nicht ärgern, ich muß darüber lachen.

Zur Familie Tolmè gehe ich gewöhnlich Vormittags eine Stunde, um Mrs. Tolmè's Porträt zu malen, das ich zur Erinnerung an eine der besten, der mütterlichsten Frauen auf Erden mit mir nehmen will.

Dabei erzählt sie mir von den Erfahrungen, welche sie während ihres Lebens über den Charakter der Neger gemacht hat. Ihre Wahrnehmungen stimmen in der Hauptsache mit denen der Mrs. Phinney überein. Mrs. Tolmè sagt wie diese:

— „Es ist eine große Verschiedenheit des Charakters und Temperaments unter den Negern, gerade so, wie sie unter den Völkern der weißen Race ist, allein die Neger sind im Allgemeinen weit zugänglicher für die Gefühle der Zuneigung, Zärtlichkeit und Dankbarkeit als die Weißen. Es ist ein großer Irrthum auf Seiten der Weißen, wenn sie die Neger der Undankbarkeit beschuldigen. Sie machen dieselben zu Sklaven, verlangen von ihnen fortwährend Arbeit und verlangen dann, daß sie ihnen dankbar sein sollen. Dankbar für was? — — — Wer wirklich ein Freund der Neger sein will, der wird sie dankbar und edelmüthig finden. — — Ich habe für meine Kinder weiße und schwarze Wärterinnen gehabt, aber nur mit den schwarzen bin ich stets vollkommen zufrieden gewesen."

Als einen rührenden Beweis von Charakterstärke bei den Negern erzählte sie mir die Geschichte eines jungen Negerpaares, das einander liebte, ohne sich heirathen zu können, weil der Herr der jungen Negerin derselben hartnäckig die Erlaubniß zum Heirathen verweigerte. Die Liebe ging jedoch ihren Weg und die Liebenden bekamen ein Kind. Der Herr der jungen Negerin gerieth darüber in Zorn und verbot ihr, den jungen Mann zu sehen, während er dem Letztern verbot, sein Kind zu sehen. Dieser junge Neger war in Diensten der Frau Tolmè. Er war ein vortrefflicher junger Mann, aber er hatte einen Fehler: er liebte starke Getränke und pflegte sich

darin nicht selten zu übernehmen. Dies that er nun häufiger, weil ihn der Kummer darüber, daß er seine Geliebte und seinen kleinen Jungen nicht sehen durfte, oft in eine verzweifelte Stimmung brachte. Frau Tolmè sagte zu ihm: — „Gewöhne dir die starken Getränke ab und ich will dir allwöchentlich einen Peso geben, sammle dir dieses Geld und du kannst damit nach einiger Zeit dein Kind frei kaufen."

Von dieser Zeit an wurde der junge Neger völlig nüchtern. Als Mrs. Tolmè ihm nach einer längern Prüfung Das, was sie ihm versprochen hatte, auszahlte und dazu noch ein Geschenk legte (um ihm ihre Achtung und Zufriedenheit zu zeigen, sagte sie) — ein Geschenk, welches groß genug war, sein Kind damit loszukaufen, küßte er ihre Hände unter Thränen der Freude und Dankbarkeit. Er war außer sich vor Glück, besonders da ihm die Aussicht eröffnet wurde, daß auch die Mutter des Knaben frei gekauft und mit ihm vereinigt werden könnte. Und dies war jetzt im Werke. Unterdessen hatten die beiden Gatten und das Kind heimliche Zusammenkünfte und ihre Liebe war so innig, so romantisch, wie sie nur in einem Roman zwischen dem Helden und der Heldin beschrieben werden kann.

Mrs. Tolmè bestätigte übrigens, was ich von der Güte der spanischen Sklavenbesitzer gegen ihre Haussklaven und von der Verpflegung der Letztern in ihrem Alter gehört habe.

Wenn sich aber die Haussklaven gewöhnlich einer guten Behandlung erfreuen, so ist dies bei den Sklaven in den Plantagen meistentheils nicht der Fall; sie werden nicht wie Menschen, sondern wie Lastthiere betrachtet und härter wie diese letztern behandelt.

Aber darüber habe ich bereits gesprochen.

Das Tolmè'sche Haus ist fortwährend voll von Liebe, Musik und Heiterkeit. Der junge Louis Tolmè ist nun

verheirathet und wird, obgleich er noch ein halbes Kind ist, seinen eigenen Haushalt einrichten.

Ich habe während dieser Zeit große Versuchung gehabt, eine Reise nach Jamaica und dann nach Mexico zu unternehmen, die gar nicht schwierig für mich auszuführen sein würde. Aber — — —

Außerdem würde ich in Jamaica oder in Centralamerika oder in Südamerika wesentlich nichts Anderes in Bezug auf Vegetation, Bevölkerung, Sitten, Bauart u. s. w. sehen, als was ich hier auf Cuba unter dem Himmel des Wendekreises und unter Spaniens Herrschaft gesehen habe. Und das Letztere war mir das Wesentliche für mein Bild von der Neuen Welt. Ich habe einen klaren Eindruck von dieser südlichen Hemisphäre erhalten. Bücher und Kupferstiche können mir helfen, die Verschiedenheit der einzelnen Länder zu sehen. Ich habe das Antlitz der Erde unter den wärmsten Strahlen der Sonne gesehen, wo dieselben Palmen und Kaffeesträuche hervorlocken; ich kenne die Umstände, welche dort das tägliche Leben, die Genüsse und die Leiden der Menschen ausmachen; ich habe diese neue Seite aus dem Buche der Schöpfung und aus dem Leben der Natur verstanden; ich bin zufrieden und dankbar; und nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen auf Cuba — um Madame Carrera und die paradiesische Gegend der Kaffeeplantage östlich von Havanna zu sehen — kehre ich aus dem Wendekreise und von den Palmen in die Vereinigten Staaten zurück. Und in einigen Monaten hoffe ich Schweden, dich und alle meine Lieben wiederzusehen.

Glaube mir, die Tannenwälder unserer Heimat sind mir lieber als alle hiesigen Palmenhaine. Hier könnte ich doch nicht l e b e n!

Siebenunddreißigster Brief.

San Antonio de los Baños, 23. April 1851.

Mitten in einem Abenteuer im fremden Lande, mein liebes Herz! Und zwar für den Augenblick in einem Abenteuer von weniger angenehmer Art. Ich sitze allein in einer kleinen spanischen Posada oder Fonda (einem Wirthshaus dritten Ranges) so unbehaglich wie möglich und umgeben von Leuten, die mich nicht verstehen und die ich nicht verstehe. Ich sitze hier in der Erwartung einer Volante von Señora Carrera, die mich auf deren Plantage, etwa fünf englische Meilen von hier, abholen soll. Allein möglicherweise hat sie den Brief noch nicht erhalten, der sie von meiner Ankunft am hiesigen Orte unterrichten sollte; die Volante kann vielleicht einen oder zwei Tage auf sich warten lassen, und unterdessen sitze ich hier; allein weder brot-, noch rathlos, denn mein kleiner Reise-Nisse ist bei mir, erhält mich in der besten Laune und hat mich hier an der Eisenbahn einen kleinen spanischen Don finden lassen, der ein bischen Französisch radebrecht und mir außerordentlich gern gefällig sein will. Mit seiner Hülfe, mit meinen spanischen Brocken und mit einem spanischen Wörterbuch helfe ich mir hier durch. Und inmittelst habe ich einen Empfehlungsbrief abgeschickt, den ich an einen „Don Ildephonso Miranda" bei mir

hatte, der etwa drei Lieues von hier auf der Kaffeeplantage zu Alquizar wohnt. Ich hoffe im Laufe des Tages von ihm zu hören und mit seinem Beistand aus meiner „Fonda“ zu entkommen, denn man sagte mir, er spräche Französisch wie ein Franzose, und sei ein „Caballero perfetto“. Ich schreibe dir jetzt aus einem kleinen leeren Zimmer mit gekalkten Wänden und dergleichen Fußboden, worin ein hölzerner Stuhl und ein alter hölzerner Tisch als Meublement sich befinden, während der Wind mit aller Macht durch das Fenster in das Zimmer bläst. Aber es ist Cubas warmer Wind, mit dem man nicht zürnen kann.

Die Morgenreise auf der Eisenbahn an dem heutigen Tage war herrlich und glich einer andern Morgenreise, die ich vor einigen Wochen gemacht habe. Die Palmen und die prächtigen Blüten der Kaffeeplantagen glänzten längs des Weges. Diese ganze Seite der Insel ist berühmt wegen der Schönheit ihrer Kaffeeplantagen, deren schönste Zeit jedoch vorüber ist, denn sie können den Kaffee nicht in der Menge und Güte produciren, wie ihn die südlichen Pflanzungen der Insel erzeugen, und darum liegen sie seit einigen Jahren brach. „San Antonio de los Baños“ ist eine kleine Stadt oder Marktflecken, „Pueblo“, berühmt wegen seiner Bäder und wegen der köstlichen Gebirgsnatur in seiner Nachbarschaft. In diesen Bergen gibt es Plantagen, in denen die Hitze nie übermäßig wird, auf denen fortwährend frische Seewinde wehen, wo der Rasen das ganze Jahr hindurch grünt, luftige Wohnungen mit großartigen Aussichten auf das große weite Meer. „San-Antonio“ ist ferner bekannt wegen eines unterirdischen Flusses, auf dessen Entdeckung ich ausgehen werde, nachdem ich zuvor einen Wegweiser verabschiedet habe, den mir mein Freund Don Manuel mit der vertraulichen Bemerkung verschafft hat, daß er ein „grand Coquin“ sei und der mir ein „Coquin“ in dem Grade zu sein schien, daß ich ihn für

fähig hielt, mich durch einen Stoß in den unterirdischen Fluß zu schleudern, wenn ich in die Betrachtung desselben versunken sein würde. Ich entschuldigte mich deshalb, indem ich die Schuld auf „el vento“ schob.

Der Wind bläst aber dermaßen in mein Zimmer, daß ich nicht weiter schreiben kann. Das Papier flattert fortwährend.

Kaffeeplantage La Concordia, 27. April 1851.

Seitdem ich dir zuletzt schrieb, habe ich allerlei kleine Beunruhigungen und Abenteuer bestanden, die sich aber sämmtlich zum Besten gewendet haben. Ich lebe und schreibe dir gegenwärtig in der allerschönsten Ruhe auf Madame Carrera's schöner Kaffeeplantage und in der Mitte ihrer Familie.

In San-Antonio mußte ich einen Tag ganz allein in meiner kleinen Posada zubringen. Aber mein Stübchen, wenn auch leer, war reinlich und der Aufwärter des Hauses, „Raimundo“, war sehr ehrerbietig und höflich und fing allmälig an — blos aus gutem Willen, wie ich glaube — mich zu verstehen. Wenn ich also nicht einige Zeit in dieser Posada allein gelassen worden wäre und nicht diese kleinen Unannehmlichkeiten gehabt hätte, so hätte ich „San-Antonio de los Baños“ nicht so kennen lernen, wie ich es nun kennen gelernt habe; und das wäre Schade gewesen.

Als ich mein Mittagessen, aus einem Stück gut gekochtem Ochsenfleisch und Yamswurzeln bestehend, eingenommen hatte und der Tag kühler zu werden begann, begab ich mich hinaus auf einen einsamen Streifzug, schon längst abgehärtet gegen die neugierigen Blicke und die schreienden springenden Negerkinder, die mich verfolgen, wenn ich allein ausgehe.

Einige mit Palmenblättern bedeckte Hütten in Platanenwäldchen lockten mich ein Stück von der Posada weg, denn ich vermuthete die Wohnungen freier Neger daselbst zu finden. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich befand mich bald in einer kleinen unregelmäßig gebauten Stadt und durchwanderte Straßen von Hütten aus Birkenrinde und Reißigholz in kleinen Gärten, die mit den schönen Bäumen und Gewächsen dieses Landes bepflanzt waren. Cocospalmen und Bananen standen überall. Und überall sprangen unter denselben nackte Negerkinder spielend herum. Negerfrauen standen oder arbeiteten an den Thüren der Hütten. Ich befand mich augenscheinlich auf afrikanischem Gebiet.

— „Bon jour, Madame!" — tönte es mir aus einer der Hütten entgegen und in der Thür derselben stand eine wohlbeleibte und wohlgekleidete Negerin, welche wie eine personificirte Einladung aussah. Ich nahm dieselbe an und ging hinein, erfreut darüber, daß ich mit Jemand von diesen Leuten sprechen konnte. Ich fand in dieser geräumigen Hütte eins der freundlichsten und heitersten aller Negerpaare, das man sich denken kann. Alles war reinlich und ordentlich in der Wohnstube, in der Schlafkammer, in der Küche, im Garten; die alte Frau führte mich überall umher und lachte bei jeder Frage, die ich ihr vorlegte, und bei jeder Bemerkung, die ich machte. Sie war auf San-Domingo geboren und hatte vor der Revolution auf der Insel in einem französischen Hause gedient. Sie drückte sich im Französischen sehr unvollkommen aus, gab mir aber dessenungeachtet manchen Aufschluß über die Verhältnisse der freien Neger in dieser kleinen Stadt. Sie schienen zufrieden und glücklich zu leben und ernährten sich von dem Ertrage ihrer kleinen Besitzungen, von ihrem kleinen Viehstand und von verschiedenen Arbeiten für die weiße Bevölkerung der Stadt. Sie selbst wusch feine Wäsche und war ganz zufrieden mit ihrer Welt. Gegenwärtig genoß sie eben

ein „dolce far niente", und dasselbe that auch ihr Mann, der blos Spanisch sprechen konnte und deshalb an unserer Unterhaltung nicht theilnahm, sondern dasaß und seine Cigarre mit dem Ausdruck der innigsten Zufriedenheit rauchte. Als ich einige Bananenbäume in ihrem Garten bemerkte, der übrigens nicht besonders gut im Stande erhalten war, fragte ich sie, ob sie Bananen zum Frühstück äße. Dies fand sie außerordentlich komisch und vor Lachen kichernd antwortete sie mir, daß sie „gebratenes Fleisch und Kaffee zum Frühstück" haben müsse, daß aber ihr Mann gebratene Bananen esse.

Ich wünschte dem glücklichen Paar ein langes Leben in ihrer Hütte und wanderte aufs Gerathewohl weiter, und mit jedem Schritt stieg auch mein Vergnügen an dem regellosen, aber poetischen und pittoresken Gemälde, das „San-Antonio de los Baños" meinen Blicken darstellte.

Stelle dir dieses Gemälde folgendermaßen vor:

Ruinen von alten hohen Mauern und Säulengängen mit Frescomalereien zwischen kleinen weißen oder grell gefärbten cubanischen Häusern und mit Palmenblättern bedeckten Hütten von Birkenrinde, Alles durcheinander; ein tiefer, aber schmaler, krystallheller Strom mit schattigen baumbewachsenen Ufern; in diesem Strom Birkenhütten mit Palmendächern; über denselben, herabneigend von den steilen Ufern, schwankende Bananen- und Bambusbäume; zwischen denselben Büsche mit rothen und gelben Blüten; in dem Strom badende, sich durcheinander tummelnde Jünglinge und Knaben; über dem Strom alte Brücken von Stein und von Holz mit bemalten Pfeilern und Geländern; auf den Brücken reitende Mayorale in weißen Hemden, auf weißen Pferden, Pistolenhalftern im Sattel, das Schwert mit silbernem Heft an der Seite; hier und da an den grünen Ufern des Stromes oder unter Cocos- und Bambusbäumen, in den Gärten, an den alten Säulengängen und verfallenen

Mauern Gruppen von olivenfarbigen oder weißen Frauen, die meisten derselben jung und schön, einige Cigarritos rauchend, andere mit weißen Blumen im Haar, die Grüße der Vorübergehenden freundlich mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes und mit einem melodischen „Buena tardi señora“ erwidernd; dazwischen Gruppen von halbnackten, aber gutgenährten Negern und Negerinnen und von ganz nackten Negerkindern, die gerade wie kleine Wilde aussehen; weiße Männer auf steinernen Mauern sitzend oder gemüthlich hin und her schlendernd und Cigarren rauchend — und über diesem Allen der milde tropische Himmel, diese liebliche Luft, ein halbschlummerndes genießendes „far niente-Leben“: — das ist ein Bild des Panoramas, welches ich beschaute, indem ich hierhin und dorthin wanderte, bis die Schatten kamen und die Sterne am Himmel erschienen.

Wieder in meine Fonda zurückgekehrt, richtete ich mich für die Nacht ein. Ich hatte ein kleines sauberes Feldbett, reine Leinentücher und eine reinliche leichte Decke bekommen und bekam dazu noch eine Tasse schwachen Thee mit Brot und eine Nachtlampe. Mein Freund Raimundo sorgte für mich mit gravitätischer Artigkeit. Und so blieb ich allein, sehr zufrieden mit meinem Schicksal, und zu mir drangen die Töne einer Guitarre und ein tremulirender, einförmiger, aber angenehmer melancholischer Gesang mit dem Charakter der spanischen Seguidillas. Ueber diesen Tönen schlief ich auf meinem Lager ein und hatte eine vortreffliche Nacht, ungestört von den einzigen blutdürstigen Räubern, die ich fürchtete — von Mücken und Flöhen.

Als ich erwachte, sah ich vor meinem niedrigen Fenster, welches nach dem Hofe hinaus führte, das ehrfurchtsvolle Gesicht meines Freundes Raimundo mit der Frage, ob ich Etwas beföhle. Ich befahl Kaffee und „huevos“ (Eier).

Während ich mein Frühstück einnahm, wurde „La

Miranda" auf eine Weise annoncirt, welche bewies, daß er an diesem Orte wie eine puissance des ersten Ranges betrachtet wurde.

Und bald darauf ließ mir „Don Ildephonso Miranda" seinen Besuch melden, den ich in einem Zimmer empfing, welches an das meinige stieß und von derselben anspruchslosen Beschaffenheit war.

Don Ildephonso Miranda pfiff den Leuten in der Posada und diese flogen herbei, um seine Befehle entgegenzunehmen; er winkte mit der Hand und sie flogen nach allen Richtungen, um seine Befehle zu vollziehen.

Gegen mich war „La Miranda" wirklich „un Caballero perfetto"; ungemein artig in seinem Ton und in seinen Manieren, stellte er mir seine Volante und seinen Calashero zur Verfügung, um mich zu Madame Carrera zu bringen, frühstückte mit mir, sorgte für Alles, was ich wünschte, und als ich abreisen wollte und meine Rechnung in der Posada verlangte, war dieselbe von „La Miranda" bereits bezahlt. Dagegen zu protestiren, verlohnte sich nicht der Mühe und würde hier auch keinesweges passend gewesen sein; ich nahm es also wie etwas Unbedeutendes auf und dankte dafür mit einem Compliment über die Artigkeit der Spanier. Diese ist in der That außerordentlich groß gegen Damen und Fremde und dürfte ihren Hauptgrund in einem gewissen Nationalstolz haben, der im Grunde edel und schön ist.

In Don Ildephonso's Volante und in einem tropisch heißen Winde, der wirbelnd den sämmtlichen rothen Staub des Weges aufregte, fuhr ich nach Madame Carrera's Wohnung „Caffetal La Concordia". Nur in flügelschneller Fahrt und durch Wolken von feuerrothem Staub sah ich die schönen Palmen und die glänzenden Blumen des Caffetals über die steinernen Mauern nicken, die es auf beiden Seiten des Wegs umgaben.

Madame Carrera war nicht anwesend auf ihrer Plantage. Sie war an der Seeküste an der südlichen Seite

der Insel mit ihren Söhnen und Enkeln, um zu baden, und erst an diesem Morgen konnte sie meinen und ihres Sohnes Brief empfangen haben. Aber der Verwalter der Plantage, Don Felix, ein artiger, ältlicher Herr, empfing mich mit spanischer Courtoisie und sagte zu mir: — „Toute la maison est à votre disposition. Vous êtes chez vous. Disposez de tout. La maison est à vous. Ce n'est pas un compliment!"

Der alte artige Herr und ich aßen Mittags zusammen. Don Felix spricht über Madame Carrera mit einem Ausdruck von Verehrung. — „Ah, c'est nne dame, une dame comme il y en a peu!"

„Trinidad", eine freundliche Negerin mit schönen Augen, die ein bischen Französisch spricht, ist meine „femme de chambre" und ich blieb hier über Nacht. Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief von Madame Carrera mit einer Einladung, zu ihr nach „la Playa" (an die Seeküste) zu kommen; zugleich machte man Anstalten, mich dahin zu bringen, und gab mir einen Begleiter in der Person eines allerliebsten schönen und angenehmen Knaben, Adolf Sauval, zwölf Jahre alt und ältester Enkel der Madame Carrera.

Wir reisten ab. Eine beschwerliche Reise, anfangs in einer Volante durch die Wildniß über Stock und Stein, dann in einem Boot, von Männern gezogen, durch eine kleine Rinne, fast überwachsen von Rohr und von verschiedenen Wasserpflanzen. Es geht entsetzlich langsam und ist entsetzlich heiß. Mein kleiner dunkeläugiger Caballero, der liebe Junge, ermuntert und tröstet mich, indem er spricht: — „Nun wird es bald besser — nun haben wir nicht mehr weit! — In kurzer Zeit kommen wir in freies Wasser!" — Dieser liebenswürdige Knabe war mir eine wahre Erquickung auf der Reise, welche drei unendlich lange Stunden dauerte, bevor sich die Rinne zu einem kleinen Fluß erweiterte und wir die Lüfte vom Meer her fühlten. Hier, wo dieser

kleine Fluß sich ins Meer ergießt, liegen auf nacktem Grasboden einige kleine Hütten von Birkenrinde, wahre Fischerhütten. Hier wohnt diese aristokratische Familie und führt eine Art von Feldzugsleben einige Wochen hindurch, der wohlthätigen Bäder willen.

Madame Carrera kehrte soeben aus dem Bad zurück. Wie einnehmend erschien sie mir, als sie mir in ihrem langen weißen Gewand mit ihrem sanften blassen Gesicht, ihrer edeln Haltung und ihrem liebenswürdigen Wesen entgegen kam! Sie schien zwischen funfzig und sechzig Jahren alt zu sein und die edelste Weiblichkeit drückte sich in ihrer Physiognomie und Gestalt aus.

Um diese schöne Frau sah ich zwei junge hochgewachsene schöne Männer, ihre beiden jüngsten Söhne, Alfred und Sidney Sauval, eine schöne Spanierin — die Frau des ältesten Sohnes — und deren sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, alle schön, mehre Neger, Negerinnen und Hunde.

Eine Hütte jenseit des Flusses, der Hütte der Madame Carrera ziemlich gegenüber, ist für mich in Bereitschaft. Ich werde darin ganz allein herrschen. Die gute Frau hat darin Alles in Ordnung bringen lassen, so gut es sich thun ließ, ein Bett, einen Stuhl, einen Tisch. Der Wind bläst durch die Wände meiner Wohnung, die aus Reißig geflochten sind, nach der Meerseite; aber es ist der Wind Cubas. Ringsum ist kein Baum; nur snmpfiger niedriger Erdboden und weiterhin das große Meer ohne Grenzen und Beschränkung.

Wir sind hier auf der südlichen Seite der Insel in einer öden Gegend, die nur von armen Fischern bewohnt ist, für welche der Aufenthalt der Madame Carrera die frohesten Tage der süßen Brote in jedem Jahre bringt. Das Ganze hat den Reiz der Neuheit und kann einige Tage lang recht gut gehen. Ich bin unzufrieden mit mir, daß ich hierher gekommen bin, weil ich einsehe, daß ich unfreiwillig dieser badenden Familie eine ganze Menge

Beschwerden verursache. Allein sie sind zu artig, um mich Etwas davon merken zu lassen und ich bin entschlossen, in den Tag hinein zu leben und mit Allem zufrieden zu sein. Und das ist in dieser Luft nicht schwer. Wir soupiren reichlich und gut an kleinen Tischen auf der zu Madame Carrera's Palmenhütte gehörigen Piazza und später Abends unterhalten wir uns bei dem Glanz der Sterne im sanften Wehen des Seewindes so gut, wie ich mich lange nicht unterhalten habe, über interessante Epochen in der Geschichte, auch in der Geschichte Schwedens, die in ihren bedeutendern Zügen der geistreichen denkenden Frau und ihren gut erzogenen Söhnen sehr wohl bekannt ist. Es ist fast Mitternacht, wenn ich mit Hülfe eines alten treuen Dieners auf einem zitternden glatten Balken über den Fluß voltigire. Der Wind weht stark vom Meer her und die Wogen donnern laut. Das südliche Kreuz mit seiner Glorie von Sternen aus dem Centaur und der prächtige Stern im Schiffe Argo, der Canopus, leuchten hell über dem Meere am südlichen Himmel. Ich grüße sie und — krieche in meine Hütte. Das Licht löscht aus. Aber die Sterne blicken durch die Fensteröffnung herein. Die Vorhänge des Bettes wehen und flattern im Luftzug. Aber es ist die Luft Cubas. Ich lege mich ins Bett, umrauscht von dieser Luft; ich kann zwar nicht viel schlafen, aber ich empfinde ein unaussprechliches Wohlbehagen und fühle mich gleichsam auf den Schwingen der Luft von dem frischen weichen Geist des Meeres getragen. Ich fühle gar nicht, daß ich einen Körper habe.

Am nächsten Morgen sieht es bedenklich aus. Der Himmel ist hell. Aber der Nachtwind hat das Meer am Strand aufgejagt und dauert immer in gleicher Stärke fort; der Strom schwillt an und überschwemmt das Land um unsere Hütten; Lache auf Lache entsteht und die Lachen laufen allmälig zu kleinen Seen zusammen. Man kann nicht mehr von einer Hütte zur andern

gehen. Wir plätschern im Wasser wie die Enten. Die Familie ist in Schrecken gerathen. — „Wenn dieser Wind fortdauert“ — sagen sie — „so sind wir morgen auf allen Seiten von Wasser umgeben!“

Der Wind dauerte fort. Man kann sich jetzt den Hütten blos im Boote nähern. Das Wasser kommt bis zur Piazza der Madame Carrera empor. Man kann nicht mehr auf dieselbe hinausgehen. — „Ce n'est pas vivre, ceci!“ — Und man faßt plötzlich den Entschluß, am nächsten Morgen „la Playa“ dem Meere zu überlassen und nach „La Concordia“ zurückzureisen.

Der älteste Sohn und seine sämmtlichen Kinder sind unpäßlich. Die andern Glieder der Familie und ich unterhalten uns lebhaft und angenehm bis Abends halb elf Uhr, wo ich in Wind und Dunkel in meine Hütte zurück theils wade, theils springe und daselbst vom Sturm umrauscht und unter Regenschauern doch eine vorzüglich gute Nacht verbringe.

Am folgenden Morgen Abbruch des Lagers und Rückreise nach Caffetal, in derselben Rinne, die uns nach „la Playa“ gebracht hat. Enge Räumlichkeit, Sonnenhitze, Unbequemlichkeiten aller Art; bei mir stille Verzweiflung darüber, daß ich durch meine Person die Unbequemlichkeit nothwendig vermehre, und Bewunderung der alten liebenswürdigen Frau, die, obgleich selbst unpäßlich, doch unter ihrem Sonnenschirm so viele ihrer Enkelkinder, als sie kann, vor der Sonnenhitze zu schützen und dabei meine Beine vor den Beinen der Enkel zu bewahren sucht. Der jüngste Bambino schrie während der Hälfte des Wegs aus vollem Halse.

Endliche Ankunft in Caffetal in einem ermatteten und ziemlich betrübten Zustande.

Aber wir erholen uns. Und des Abends sitzen wir auf der schönen Piazza, sehen die Cucullos leuchtend in der Luft herumschwärmen und lauschen den spanischen Seguidillas, die der romantisch schöne Alfredo Sauval

mit angenehmer Stimme und sehr musikalischem Vortrag zur Guitarre singt, sodaß man sich beim Zuhören in der Seele wohl fühlt. Welch ein Unterschied ist doch zwischen Singen und Singen, zwischen einem seelenvollen Gesang und einem Gesang ohne Gefühl! Diese spanischen Seguidillas, Spaniens eigentliche Volkslieder, haben auch diesen eigenthümlichen Volksgeist, der eine unbeschreibliche Frische und Natürlichkeit athmet. Man hört in derselben die Eingebung eines jugendlichen und ursprünglichen Lebens. Dies haben sie mit unsern Volksliedern gemeinsam, so verschieden sie sonst auch an Stimmung und Charakter von denselben sind. Unsere Melodien sind inniger und reicher, allein in den Seguidillas ist mehr Sonne und mehr fröhliches glühendes Leben.

La Concordia, 1. Mai 1851.

Abermals danke ich Gott, daß er mich in der Besitzerin dieser Plantage, in Madame Carrera, eine von jenen schönen und mütterlichen Frauen hat kennen und lieben lernen, die in allen Ländern der Erde ein Segen sind und die im Stande sich befinden, wenigstens auf einige Zeit, auch der Sklaverei ihre drückenden Fesseln zu nehmen und die Sklaven dieselben vergessen zu lassen.

Es war mir schon deutlich aus der sichtbaren Freude der Neger bei ihrer Zurückkunft auf die Plantage und aus den strahlenden Gesichtern, mit denen sie ihr entgegenkamen und ihre heitere herzliche Anrede beantworteten; und jeden Tag sehe ich es deutlicher, indem ich im Stillen auf den mütterlichen Sinn Acht gebe, der sie selbst die Kranken unter den Sklaven besuchen, denselben die Gerichte oder die Erquickungen, welche sie wünschen, überschicken läßt; indem ich sehe, wie täglich ihr Stuhl auf der Piazza von Dutzenden kleiner Negerkinder umschwärmt wird, die zu ihren Füßen sitzen oder herumkriechen,

miteinander um sie her spielen oder springen, ihr weißes Gewand berühren, sich gegen sie so vertraulich beklagen, als ob sie ihre eigenen Kinder wären; indem ich die gegenseitigen freudigen Begrüßungen zwischen ihr und den Negern und Negerinnen sehe, die uns auf unsern Spaziergängen begegnen. Ich höre es auch beständig in ihren absichtslosen Aeußerungen und fühle es in ihrem Herzen, in dem Behaglichen der Atmosphäre, welche ihr ganzes liebenswürdiges Wesen umgibt!

Gestern Abend, als sie in der Dämmerung von einem Spaziergang in einem Wäldchen der Plantage zurückkehrte, begegneten wir in der Dämmerung einer jungen Negerin. — „Oh, Francisca! Francisca!" — rief Madame Carrera herzlich und fragte sie Spanisch nach ihrem Befinden u. s. w. Francisca antwortete mit strahlendem Gesicht, daß sie sich wohl befinde, sehr glücklich sei und recht bald hoffe, „Sua Merce" einen hübschen kleinen „Negrito" zu geben. Sie würde bald Mutter werden. Herzlicher könnten sich in unserm freien Vaterlande Herrin und Dienerin nicht unterhalten. Die junge künftige Mutter war augenscheinlich fest überzeugt, daß ihr Kind bei der schönen weißen Frau mütterliche Pflege finden würde.

Ein kleiner Negerknabe, der mit ihrem jüngsten Enkel spielte, kam eines Tages sehr aufgeregt zu ihr gesprungen und beklagte sich: — „Er nennt mich einen Neger ohne Scham!" — (Un negre sans honte.) — „Spiele nicht wieder mit ihm" — sagte Madame Carrera ernst; — „spielt nicht mehr mit ihm!" — fuhr sie dann zu den übrigen Negerkindern fort. Und der kleine hübsche Eduardo erhielt einen Verweis und ging allein und mit hängendem Kopf eine ziemliche Weile herum.

Ich bewundere oft die Geduld, mit welcher sie sich von lärmenden kleinen Negerknaben umgeben und begleiten läßt, die unterwegs allen nur möglichen Staub um ihre weiße Gestalt aufrühren. Ich gestehe, daß ich nicht so mit ihnen stehen würde, wie sie mit ihnen steht.

Aber oft werde ich in der Erinnerung ihre sanfte Stimme hören, wie sie jetzt zu mir spricht, wenn ich diesen Gegenstand berühre: — „Diese armen Geschöpfe, deren Loos so hart ist, die für uns arbeiten und so wenig Aussicht auf Freiheit und Glück haben — müssen wir nicht alles Mögliche thun, um ihr Schicksal zu mildern, ihr Leben zu versüßen, soviel wir können? — Ich kann Niemand leiden sehen — nicht einmal ein Thier. Es ist mir ein Trost, zu wissen, daß mich meine Neger lieb haben. Ich habe sie lieb und habe sie stets mir ergeben und bereit gefunden, meinen Willen zu thun. Sie sind durchaus nicht schwer zu regieren, wenn sie nur sehen, daß man ihnen wirklich wohl will und daß man gerecht und billig gegen sie ist.

„Ich gestatte nie, daß ohne meine ausdrückliche Erlaubniß auch nur ein einziger Peitschenhieb auf dieser Plantage gegeben wird. Die Mayorals sind rohe Männer ohne Erziehung und schlagen oft in der Hitze oder aus Bosheit. Das darf nicht geschehen. Wenn ein Neger sich ein Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, das bestraft werden muß, so wird es an mich berichtet und ich bestimme dann die Strafe. Wenn die Peitsche angewendet werden muß, so muß sie ohne Zorn und auch dann erst angewendet werden, wenn Ermahnungen und Drohungen unwirksam geblieben sind. Meine Neger lieben mich, denn sie wissen, daß ich sie nie übel behandeln lasse."

— „Dann ist Das also nicht wahr" — sagte ich — „was man mir von der Undankbarkeit der Neger erzählt hat, und daß bei dem Sklavenaufstand im Jahre 1846 die mildesten Gebieter zuerst von ihren Sklaven ermordet worden sind?"

— „O nein!" — rief Madame Carrera. — „Das liegt nicht in der menschlichen Natur! Gerade zu dieser Zeit befand ich mich ganz allein unter meinen Negern, und diese waren es, die für meine Sicherheit wachten.

Mein Sohn war genöthigt, auf seine Plantage auf der südlichen Seite der Insel zu reisen, wo der Aufruhr gerade damals in vollen Flammen stand. Der Mayoral war seit einiger Zeit verreist. Ich rief meine Contre-Mayorale, die sämmtlich Neger waren, zusammen und sprach zu ihnen: — «Ihr wißt, was gegenwärtig nicht weit von hier vorgeht, daß nämlich die Neger sich empört haben und morden und plündern.»

«Ja, wir wissen es.»

„«Nun gut; ich stelle mich und mein Haus unter euern Schutz. Mein Sohn muß verreisen und wird zwei bis drei Wochen wegbleiben. Es gibt dann nicht einen einzigen weißen Mann auf der Plantage. Es fällt mir auch nicht ein, Weiße herbeizurufen. Ich verlasse mich auf euch und vertraue mich euch an. Ihr sollt mir für das Benehmen der Neger verantwortlich sein. Bemerkt ihr irgendwo Unordnung unter ihnen, so benachrichtigt mich davon.»

„Sie versprachen, was ich verlangte.

„Ich litt zu jener Zeit, gerade wie jetzt, sehr an Schlaflosigkeit und lag oft die ganze Nacht hindurch wachend in meinem Bett. In einer Nacht stand ich zwischen zwei und drei Uhr auf und sah durch das Fenster. Da sah ich zu meiner Ueberraschung einen meiner Mayorale bewaffnet vor meinem Hause Wache halten. Ich rief ihn und fragte:

„«Gibt es irgend eine Gefahr?»

„«Nein, es ist Alles ruhig. Aber wir, ich und meine Kameraden, haben gedacht, daß einige Neger von ** hier herüber kommen und Eure Gnaden beunruhigen könnten. Und da haben wir denn beschlossen, des Nachts abwechselnd Wache vor Ihrem Hause zu halten, damit Sie ruhig schlafen können.»

„Ich dankte ihm für diese Probe von Ergebenheit und fragte ihn, wie die Neger sich benähmen und ob sie arbeiteten wie gewöhnlich?

„«Besser als gewöhnlich» — war die Antwort — «sie wissen, daß la Señora ihnen ihr Vertrauen geschenkt hat, und das wollen sie zu verdienen suchen. Eure Gnaden können ganz ruhig sein.»"

Bei diesen Erfahrungen von der Treue und von dem Werth des Charakters der Neger muß die edle Frau bei dem Anblick des großen Unrechts und der Gewalt sehr leiden, welche sie von vielen Sklavenbesitzern gegen deren Sklaven üben sieht und gesehen hat.

— „Sehr oft" — sagte sie einmal — „habe ich in der Bitterkeit darüber gewünscht, daß sie Alle frei werden könnten!"

Ich gewahre auch oft bei ihr ein Zusammenschaudern, wie von einem schmerzlichen Gefühl, und höre ihr Seufzen, wenn die Peitsche knallt, welche die Sklaven zur Arbeit ruft. Denn sie ist nicht im Stande gewesen, dieses widerliche Signal abzuschaffen. Ein anderes, mehr musikalisches und angenehmeres Signal wird täglich um elf Uhr Vormittags gehört, wenn in die Muschel geblasen wird, ein lang aushaltender melodischer Ton, welcher die Negerinnen, welche säugende Kinder haben, von der Arbeit ruft, um den Kindern Nahrung zu geben und den Müttern Zeit zum Ausruhen zu gewähren.

Die liebevolle Gesinnung der Madame Carrera gegen die Negersklaven ist so allgemein bekannt, daß sich oft fremde Neger an sie wenden, die sich gegen ihre Gebieter vergangen haben, damit sie eine Fürbitte für ihre Verschonung mit Strafe für sie einlegen soll. Es ist nämlich ein angenommener Gebrauch auf Cuba, daß ein Sklave, der sich vergangen hat, unter den Weißen einen „Padrino" oder eine „Madrina" als Fürsprecher bei dem erzürnten Hausherrn wählen kann, bei dessen Fürbitte selten oder nie Verzeihung verweigert wird. Madame Carrera ist oft als „Madrina" erwählt worden, und nie vergebens. Wer sollte auch dieser liebenswürdigen edeln Frau abschlagen können, was sie bittet? — Wo ihre weiße

schöne Gestalt (sie geht stets weiß gekleidet) erscheint, da erscheint sie als ein Bote des Friedens.

Madame Carrera ist in San-Domingo von französischen Aeltern geboren, die sich während der Herrschaft des Terrorismus aus Frankreich dahin retteten. Bei dem Blutbad auf San-Domingo wurde sie und ihre Familie durch den aufopfernden Eifer treuer Sklaven gerettet. Während der schönen Abende, die wir auf der Piazza verbringen oder an denen wir still in den Palmenwäldern auf der Plantage lustwandeln, erzählt sie mir manche Episode aus ihrer Familie und ihrer eigenen romantischen Geschichte und ahnt nicht im Geringsten, wie sehr mich die Züge einer ungewöhnlich begabten und tief fühlenden Seele ergreifen, die dabei unwillkürlich hervortreten, ohne daß sie selbst ihre Schönheit und Ungewöhnlichkeit bemerkt. Oft unterhalten wir, und Sidney Sauval dabei, uns über allgemeinere Gegenstände, besonders über historische, und stellen merkwürdige Charaktere und Begebenheiten aus verschiedenen Ländern zur Vergleichung einander gegenüber. Und dabei stehe ich mich mit meinen schwedischen Männern und Frauen gar nicht übel. Wir sprechen, wir denken, wir malen zusammen, wir scherzen miteinander und ich gräme mich schon im voraus darüber, daß ich bald von hier scheiden muß. Hier könnte ich leben, ohne durch Das, was ich in meinen Umgebungen sehe, zu leiden; hier könnte ich mir gefallen, und hier könnte ich so viel zeichnen und malen! Madame Carrera ist eine ausgezeichnete Malerin von Blumen, Schmetterlingen und andern Naturgegenständen, die sie ebenso naturgetreu als geistvoll nachbildet. Seit ihrem Unglück (sie hat ihren Mann, den Marquis Carrera, und ihren jüngsten Sohn an der Cholera verloren und durch die letzten Orkane große Verluste erlitten) hat sie die Neigung für diese heitere Beschäftigung verloren; aber mein Entzücken an Naturgegenständen und mein Malfieber belebt sie und wenn ich einige Monate hier

bleiben könnte, so würden wir zusammen ein schönes Album von Cubas Blumen und Früchten anlegen, und — wie hübsch würde Das sein, wenn mich nicht ein größerer und lieberer Beruf davon abhielte!

Die Regenzeit nähert sich; mehre Bäume treiben ihre Blüten; die Cucullos kommen immer zahlreicher und machen auch hier, wie auf „La Industria", mein Vergnügen und meine Plage aus. Madame Carrera kann die Pracht und Ueppigkeit der Vegetation während der nassen Jahreszeit und das prächtige Farbenspiel in den Wolken nicht genug rühmen. Sie könnte mir Lust machen, hier zu bleiben und dies Alles — mit ihr zusammen zu sehen!

Wir sind jetzt allein hier, sie, der jüngste Sohn, der riesenhafte Sidney Sauval, und drei Kinder des zweiten Sohnes, nämlich mein kleiner „Caballero" Adolpho, ein allerliebstes reizendes und graziöses Mädchen, Michaelita (das Abbild der Großmutter) und ein kleiner Knabe, Eduardo, ein lebendiges Gegenstück von Correggio's Amor. Madame Carrera liest Vormittags mit den Kindern, während ich in meinem Zimmer male oder schreibe. Nachmittags und Abends sind wir zusammen. Man kann nicht angenehmer leben, als ich hier lebe, aber die Zeichnenraserei dauert fort und läßt mir keine Ruhe. Ich male Madame Carrera's Porträt, um ihr sanftes Gesicht, ihre schönen seelenvollen Augen, die so treu ihr Gemüth abspiegeln, mit mir in die Heimat zu nehmen. Ich male Sidney Sauval's schönen römischen Kopf, um ihn seiner Mutter zu geben; ich male eine Gruppe von diesen lieblichen Kindern und indem ich male, fühle ich mich entzückt durch die Schönheit in diesen Gesichtern und durch den Ausdruck in diesen Augen. Ich male Bäume, Blumen, Früchte und Vögel aus meinen Umgebungen und bin fortwährend in halber Verzweiflung darüber, daß ich in der kurzen Zeit, die ich noch hier verleben darf, so wenig zu erreichen vermag. Dieses Caffetal ist die prächtigste und am besten bebaute Plantage, die ich bisher

gesehen habe. Die ganze hiesige Gegend ist voll von Kaffeeplantagen und zur Zeit ihrer höchsten Blüte soll jede dieser Plantagen ein kleines Paradies von Schönheit gewesen sein, jede mit einer eigenthümlichen Auswahl und einer verschiedenen Anordnung der Bäume und Blumen. Sie wetteiferten miteinander an Schönheit und Glanz, sowie ihre Besitzer in prachtvoller Lebensweise und verschwenderischer Freigebigkeit miteinander wetteiferten. Señor Carrera war durch Reichthum, durch grandiose Freigebigkeit und durch Wohlthätigkeit einer der ausgezeichnetsten Pflanzer. Eines Tages war er bei einem seiner Nachbarn zum Mittagessen. Als er abreisen wollte und seine mit drei prächtigen Pferden bespannte Volante auf dem Hofe aufgefahren war, eilten die Gäste ans Fenster, um Señor Carrera's Pferde zu sehen, welche wegen ihrer Schönheit bekannt waren. Als die prächtigen Thiere in vollem Trabe ankamen, rief eine Dame: — „Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich solche Pferde besäße!“

— „Madame! Ils sont à vous!“ — sagte der artige Spanier.

Erschrocken über diese Folge ihres unüberlegten Ausrufs wollte die Dame die Annahme der Pferde verweigern.

Allein das half ihr nichts. Señor Carrera ließ seine Pferde sogleich abspannen und lieh sich ein Paar Pferde von seinem Wirth, um nach Hause zurückzukehren. Die fremde Dame mußte das kostbare Geschenk behalten. So großartig war der Luxus und der Ton zu dieser Blütenzeit der Kaffeeplantagen. Das Fallen der Kaffeepreise im Handel und zwei schwere Orkane haben die Verhältnisse in diesem Theile der Insel verändert. Bei dem letzten dieser Orkane im Jahre 1848 wurde das Haus der Madame Carrera beinahe der Erde gleich gemacht und die Bibliothek mit mehren kostbaren Sammlungen vom Grund aus zerstört. Bücher und Kupferstiche, die

man später aus dem Schutt herausgrub, waren von dem Salzwasser durchnäßt und verdorben, welches der Orkan auf die Insel getrieben hatte. Noch jetzt ist — wie man sagt — die Erde krank von diesem entsetzlichen Unwetter und Bäume und Pflanzen haben ihre frühere Kraft noch nicht wieder gewonnen. Mehre große Bäume, unter diesen eine prächtige Ceiba, liegen hier noch in den Zäunen um die Weideplätze, fast dem Erdboden gleich. Aber im Garten blühen wieder die schönsten Blumen und die Volière hat eine Menge seltener Vögel. Das Haus, welches Sidney Sauval ganz allein mit Hülfe seiner Neger für seine Mutter gebaut hat, ist eins der schönsten, das ich auf Cuba gesehen habe. Solche geschickte Handwerker können die Neger werden. Die meisten Handwerker auf Cuba sind Neger und verdienen so viel, daß sie sich leicht die Freiheit erkaufen können.

Wenn ich beim Sonnenuntergang mit Madame Carrera in Unterhaltungen, die mit ihr stets sehr lebhaft werden, in den zahlreichen Gängen der Plantage herumwandere, muß ich wieder und immer wieder stehen bleiben und die Schönheit und Anmuth in den Formen und Bewegungen der jungen Palmenbäume bewundern, die daselbst wachsen. Die Zweige der Cocospalmen sind in ihrer Jugend von unvergleichlicher Grazie. Regelmäßigkeit und Zwanglosigkeit, Freiheit und Gesetz, Majestät und Milde offenbaren sich hier in lebenden Symbolen. Hier gibt es auch ein gigantisches Berceau oder einen hohen gewölbten Gang von Bambusbäumen (oder — wie sie denselben Spanisch nennen — „caña brava"), der den Ausgang einer prächtigen Guardaraja von Königspalmen bildet. Wenn ich die Sonne in der Tiefe dieses lichtgrünen Tempelgewölbes untergehen sehe, wenn ich die feinen Zweige des Bambus luftige gothische Arcaden bilden sehe, deren Grazie sich gar nicht beschreiben läßt, wenn ich dann auf die lichtrothen und goldenen Wolken am Abendhimmel blicke — — dann fühle ich mit einer Mischung von Wehmuth und

Freude, daß der nachbildende Künstler hier Feder und Pinsel niederlegen und muthlos wie Carlo Congo beim Tanze sagen muß: — „Nein, es verlohnt sich nicht der Mühe!“ — Nein, es verlohnt sich nicht der Mühe, die Hände zu erheben, um es nachzubilden, sondern nur um es anzubeten. Aber es verlohnt sich der Mühe, die Werke dieses höchsten Künstlers zu betrachten, um durch sie das Gemüth und die Kunst zu veredeln und zu vergeistigen!

Ich stehe des Morgens zeitig auf, um zu malen, und erblicke dann von meinem Fenster aus zwei große Büsche Hybiscus mit brennendrothen Blüten, von einer Menge smaragdgrüner Kolibris umschwärmt. Rings herum auf den großen Flächen ist eine Menge Geflügel, das mir viel Vergnügen gewährt. Zuerst sind darunter zwei hochbeinige, langhalsige, hellrothe Flamingos, welche jung an der Seeküste gefangen worden und jetzt gänzlich gezähmt sind. Sie gleichen ihrer Gestalt nach den Schwänen, nur daß sie bedeutend längere und schmälere Beine, auch längere und schmalere Hälse haben. Sie haben kleine Köpfe und große gekrümmte Schnäbel. Sie geben einen schnarchenden Ton, wie die Enten, von sich, aber weit stärker, und lassen denselben besonders dann hören, wenn sie ihr Futter nicht zur rechten Zeit erhalten. Wenn sie bei dieser Gelegenheit Madame Carrera draußen sehen, so spazieren sie hinter ihr her und schnattern, als ob sie zankten und sich darüber beklagen wollten, daß sie versäumt worden sind. Ihre Verachtung gegen Hühner und Gänse ist unbeschreiblich und die vornehme Miene, mit welcher sie auf die Gänse herniederblicken, als ob sie erzürnt wären, daß diese ihnen in den Weg zu treten wagen, ist wahrhaft köstlich. Die Hühner laufen vor ihnen davon, als ob sie durch deren vornehme Haltung und durch ihre eigene Niedrigkeit gedrückt wären. Aber die fetten breiten Gänse rächen sich zuweilen dadurch, daß sie hinter ihnen her die Hälse ausstrecken und ihnen ein lautschallendes Gackern nachsenden,

um welches die vornehmen Flamingos sich zu kümmern verschmähen. Das ist die Demokratie der Natur!

Die armen vornehmen Flamingos sind übrigens jetzt ziemlich auf dem Trocknen. Es ist zwar ein steinernes Bassin für sie da, welches Wasser haben soll; allein die anhaltende Hitze hat dasselbe fast ganz ausgetrocknet. Darin hält gleichwol das Flamingopaar sein Morgenbad mit großen Umständen, und wenn sie ihre Flügel ein Bischen naß gemacht haben, stellen sie sich auf den Rasen und breiten sie aus, um sie im Wind und in der höher steigenden Sonne zu trocknen, und dies Alles mit vielem Pomp und mit großer Feierlichkeit. Dann machen sie ein Schläfchen, indem sie auf einem Bein stehen — unter einem Casuarinabaum mit lang ausgestreckten Zweigen, demselben Baum, den sich die Neger wählen, um sich daran zu hängen — und den langen Hals in schlangenähnlichen Windungen über den Rücken zurückbeugen. Sie sehen köstlich aus!

Hier, wie überall auf der Erde, ist man selten mit dem Wetter zufrieden, das unser Herr macht. So wie man sich bei uns daheim oft nach Regen sehnt, so sehnt man sich jetzt oft auf Cuba danach. Und die heiße Luft und der rothe Staub machen die Sehnsucht nach dem Regen hier brennend und schmerzlich. Ich habe von der Schönheit der Luft und der Gewächse hier soviel gesprochen und genossen, und doch ist mir mitten unter aller dieser Herrlichkeit bisweilen zu Muthe, als ob ich Heimweh fühlte. Es gibt Stunden, in denen ich nicht w a g e, an unsere kühlen Sommerabende und an die weißen Nebel zu denken, welche an solchen Abenden aufsteigen und sich wie Schleier über die Wiesen bei Årsta unterhalb des Hauses ausbreiten, Nebel, unter denen die Ochsen so behaglich liegen, wiederkäuen und ausruhen! Ich fühle, daß ich, wenn ich hier krank werden sollte, wie der arme Lappe Tantus Potas in Italien, als er im Sterben lag, von aller Herrlichkeit der Tropenländer

nur begehren würde, was ich nicht bekommen kann: — „ein wenig Schnee, den ich auf meinen Kopf legen könnte!“

3. Mai 1851.

Ein Regenguß, ein Regenguß! Die Flamingos haben nun Wasser zum Baden empfangen und nehmen ein großes Bad, die Gänse gackern, alle Pflanzen glänzen und entfalten ihre Blüten, und Menschen, Thiere und Gewächse richten ihre Häupter empor. Jetzt setzt der Kaffeestrauch seine Bohnen an und die „Palma Christi“*) streckt ihre grünen Hände neu gestärkt in die Luft. Die Papajabäume schütteln Regentropfen aus ihren Wipfeln und die Cucullos kommen in Menge.

Morgen — zum Sonntag — werden die Neger Tanz unter dem großen Mandelbaum vor der Bohea haben. Das wird mein letzter Tag auf „La Concordia“ sein. Uebermorgen reise ich nach Havanna, von Sidney Sauval begleitet.

Ich muß dir eine Begebenheit erzählen, so lange ich sie in frischem Andenken habe, welche kürzlich nicht weit von hier vorgekommen und ein Beweis ist, was die Behandlung der Negersklaven Gutes oder Böses bei denselben zu bewirken vermag.

Ein französischer Plantagenbesitzer auf Cuba, Mr. Chapeaud, reiste vor einigen Monaten nach Europa und hatte inzwischen die Aufsicht über seine Plantage und über seine Negersklaven einem Mayoral übergeben, zu dem er viel Vertrauen hatte. Dieser Mayoral war ein harter und heftiger Mann, der die Sklaven streng und

*) So wird nach der Gestalt der Blätter die Pflanze genannt, aus welcher man das Ricinusöl preßt. In neuerer Zeit hat man angefangen, diese Pflanze mit großem Vortheil auf Cuba und in den südlichen Staaten Amerikas zu bauen.

roh behandelte, und kaum verging ein Monat, als das ganze Arbeiterpersonal auf der Plantage in vollem Aufstand und das Leben des Mayorals in Gefahr war. Madame Chapeaud — eine Frau, die ich kennen lernen möchte — entschied sich deshalb, diesen Mayoral zu verabschieden und dessen Dienstobliegenheiten selbst zu besorgen. Im Schutze eines Sonnenschirms gegen die Hitze der Sonnenstrahlen ging sie mit den Negern hinaus aufs Feld und blieb daselbst, beaufsichtigte die Arbeiter, begleitete sie in ihre Wohnungen und sorgte dafür, daß ihnen Nahrung und Ruhe nach Recht und Billigkeit zu Theil wurde. Von dieser Zeit an fand vollkommene Ruhe und pünktlicher Gehorsam auf der Pflanzung statt. Die Sklaven arbeiteten willig und waren bemüht, der achtungswerthen Frau ihre Ergebenheit zu zeigen, und die Letztere fuhr fort, die Stelle eines Mayorals auf der Plantage zu versehen, bis es ihr gelungen war, einen Mann für diese Stelle zu finden, der die Plantage in ihrem Sinne beaufsichtigen konnte.

Mein letzter Abend auf „La Concordia".

Die Cucullos glänzen in einem Glase neben mir und ich könnte bei ihrem Lichte schreiben; aber ich schreibe doch bei einem Lichte von Menschenhänden gefertigt, weil dessen Glanz, obgleich nicht so schön, viel stärker ist. Es leuchtet über meinem letzten Abend auf „La Concordia". Viel Schönes in der Natur und an den Menschen habe ich hier kennen gelernt und werde dafür ewig dankbar sein. Ein Gedanke macht mich besonders glücklich. Ich bin hierher gekommen als eine Unbekannte, auch in Bezug auf literarischen Ruf unbekannt — denn höchst selten kommen europäische Bücher nach Cuba — ohne irgend eine Empfehlung außer meiner Eigenschaft als eine Fremde aus einem fernen Lande — „dem Lande Gustav Adolf's und der Königin Christina" — und

nach einem Aufenthalt von wenig mehr als einer Woche werde ich im Hause wie eine Schwester und Freundin betrachtet. Dieses Verhältniß, das sich hier in mehren Häusern Cubas erneuerte, hat mir das frohe Gefühl einer Verwandtschaft zwischen Seelen geschenkt, die, wenn sich diese Verwandtschaft geltend zu machen im Stande ist, durch diese stärker als durch alle äußere Verwandtschaftsbande verbunden werden. Selten habe ich mich in fremden Häusern heimischer gefühlt als in diesem Hause. Madame Carrera ist eine von denjenigen Personen, die ich herzlich lieb gewinnen und mit denen ich im täglichen Zusammenleben glücklich sein könnte. Ihren Sohn würde ich in Bezug auf gewisse Gegenstände zuweilen recht ernstlich ausschelten können, aber ich könnte ihn dennoch lieb haben und mich für ihn interessiren wie für eine junge Riesennatur mit reichen Gaben und mit einem Geist, der durch große und edle Gedanken entzündet werden kann. In die lieblichen Kinder bin ich wahrhaft verliebt, besonders in den jüngsten kleinen Amorino Eduardo. Man kann sich kein schöneres und graziöseres Kind denken! Ich traure, daß ich mich von ihnen Allen trennen muß.

Auch von den Blumen und Früchten, die jetzt in immer reicherer Menge zu kommen anfangen. Ich habe hier mehre dergleichen kennen gelernt, die mir früher unbekannt waren. Diese Inseln des Südmeeres, die Lieblinge der Sonne, haben einen Ueberfluß an reichen Früchten und Spezereien. Und Madame Carrera's Tisch gehört zu den leckersten. Allein keins der darauf befindlichen leckern Gerichte hat mir mehr behagt als das Lieblingsgericht der Negersklaven, „Fouson“, eine Art zäher, aber höchst schmackhafter Pudding, der aus zerstampften Bananen oder Platanen bereitet und mit einer Sauce von Tomatoes und andern grünen Gemüsen gegessen wird. Es ist ein ausgesucht gutes und gesundes Gericht, das wir mehre male zum Frühstück gehabt haben, nach-

dem ich meine große Vorliebe für dasselbe erklärt hatte. Nächst unserer Kartoffel, die auf Cuba eine Seltenheit ist, kenne ich keine Knollenfrucht, die so gut, so schmackhaft und zugleich so lecker ist wie die edle Wurzel Yuca, die gleich der Kartoffel mit frischer Butter gegessen wird und ebenso gut in dem magern Boden der Neger als in den reichen fetten Kaffeeplantagen wächst. So gütig ist die Mutter Natur, ein so gütiger Vater ist der Schöpfer der Natur, daß die schmackhafteste und gesundeste Nahrung auf Erden in allen Ländern auch die zugänglichste für Alle ist. Was haben wir in unserm Vaterlande, was auf die Länge besser schmeckt und gesunder ist als Kartoffeln und Hering, Milch und Brot, Roggenmehlmus (— „Auch Excellenzen" — sagtest du einmal — „endigen ja damit, Wassermus zu essen!" —) und Wasser, helles reines Quellwasser, das erste, das beste von allen Getränken der Natur, das Allen umsonst gegeben ist!

Ich muß dir nun einige Worte über den letzten Negertanz mittheilen, den ich auf Cuba gesehen habe.

Er fand am heutigen Nachmittag statt, und zwar unter einem großen schattigen Mandelbaum, ein Stück von der Bohea entfernt, welche letztere auch hier nicht eine Festungsmauer mit Thüren und Riegeln, sondern eine freiliegende Wohnung ist, die an einen Oekonomiehof in unserm Vaterlande erinnert.

Der Tanz hatte ganz denselben Charakter, den die früher von mir beschriebenen Tänze haben. Ein Kreis von singenden Negern wiederholte eintönig und unharmonisch, aber mit rhythmischem Leben die Worte und die Töne, die ein junger Neger angab; in der Mitte dieses Kreises ein oder mehre tanzende Paare, hüpfend und courbettirend, der Mann lebhaft, das Weib zurückhaltend; der Tanz eine einförmige fortgesetzte Improvisation. Eine Menge kleine Kinder standen hier mit im Kreise, und unter ihnen befand sich die gute weiße Frau,

„la dame blanche“, wie ich sie nennen möchte, mild und mütterlich.

Ich fragte hier abermals und suchte die Bedeutung der Worte zu erfahren, welche zum Tanz gesungen wurden; und abermals wurde mir gesagt, daß dieselben so unbedeutend, so „gar nichts“ wären, daß es nicht der Mühe werth sei, sie zu nennen. Mag sein, daß dies oft der Fall ist. Aber daß es nicht immer der Fall ist, weiß ich aus mancher Erzählung und aus manchem Negergesang in den Sklavenstaaten Amerikas. Die Neigung der Afrikaner zum Improvisiren ist ein auszeichnender Zug in ihrem Leben und Charakter und kann, wie wir wissen, der Ausdruck eines hohen Grades von einfacher Schönheit im Leben der Seele und des Handelns werden.

Als der berühmte englische Reisende Mungo Park — so erzählt er selbst in seiner Reisebeschreibung — einstmals verirrt in den Wildnissen Afrikas, mit Abscheu aus dem Dorfe gewiesen, in welchem er eine Nachtherberge zu finden gehofft hatte, einsam, hungrig, ermüdet und verlassen sich unter einen Baum setzte, lediglich mit der Aussicht auf einen jämmerlichen Tod — „denn ein Unwetter drohte und die wilden Thiere brüllten rings um ihn her“ — da kam in der Dämmerung ein Weib von ihrem Felde heim, sah ihn und erbarmte sich seiner, nahm Zaum und Sattel seines Pferdes — denn das Pferd selbst war ihm geraubt worden — und lud den unglücklichen Reisenden ein, ihr zu folgen.

Sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, breitete eine Matte auf den Fußboden und bat ihn, während der Nacht darauf zu ruhen. Sie brachte auch einen schönen Fisch, den sie auf Kohlen briet und ihm zum Abendessen gab.

Während des größern Theils der Nacht spann sie mit den andern Weibern in der Hütte Baumwolle, und während sie spannen, sangen sie Lieder, um sich munter

zu erhalten. Eins dieser Lieder war augenscheinlich auf den fremden Reisenden improvisirt. Ein Weib sang erst allein, dann stimmten die übrigen im Chor ein. Die Weise des Liedes war lieblich und melancholisch. Die Worte waren folgende:

Der Sturm brüllt und der Regen strömt;
Der arme weiße Mann,
So schwach und so ermüdet,
Setzt sich an unsern Baum.
Ach, er hat keine Mutter,
Die Milch ihm geben kann;
Ach, er hat keine Hausfrau,
Die ihm sein Korn zerreibt!

Chor.

Habt Mitleid mit dem weißen Mann!
Denn er hat keine Mutter u. s. w.

Wenn die Weiber Afrikas in Amerika und Westindien weniger schöne Lieder singen, so ist es nicht ihr Fehler, und wenn ihre Improvisationen gebunden sind wie ihre Körper und Seelen, so ist dies der Fehler — — des weißen Mannes.

Es ist die Pflicht des Letztern, sie frei zu machen, sie durch das Licht der christlichen Liebe und der Bildung hervorspringen zu lassen wie eine Palme, wie eine Bambussäulenreihe aus dieser sonnenwarmen Erde. Dann wird die Bevölkerung der Tropenländer mit ihren Gesängen und Tänzen eines Tages der reichen und schönen Naturwelt der Tropen entsprechen. Auch diese Naturwelt ist eine fortlaufende Improvisation eines wechselnden üppigen Sommerlebens, welches bei seiner ewigen Blüte den Menschen leicht vergessen machen kann, „daß der Tod in die Welt gekommen ist“.

Später an diesem schönen Abend — einem der schönsten Abende, die ich auf „La Concordia“ verlebt habe, denn die Luft war durch den Regen erfrischt und der Vollmond stieg prächtig über dem großen weißen Haupt-

gebäude empor — saßen wir draußen und sahen die Cucullos in der Luft umherschwärmen und die Feuer aus der Bohea der Neger herüberglänzen. Ohne Feuer kann dieses Volk nicht leben, auch inmitten der größten Hitze; und sie lieben es namentlich, ihr Feuer auf dem Fußboden mitten in ihrer Wohnstube anzuzünden. Ihre Betten — Breterbänke mit oder ohne Stroh — verwandeln sie durch belaubte Zweige oder Lumpen so gut als möglich in Nester, in welchen sie dann gern zusammengekauert liegen.

Noch später am Abend spielte ich mit den liebenswürdigen Kindern auf der Piazza „Feuer holen" — ein Spiel, welches hier „tu me da la candela" genannt wird. Es war für die Kinder etwas Neues und machte sie ein wenig ausgelassen vor Freude.

Morgen früh reise ich zeitig nach Havanna ab, um von da den 8. Mai mit „the Isabel" nach Charleston zu gehen.

Der Tanz unter dem Mandelbaum und die schöne weiße Frau dabei, gleich einer Mutter unter den schwarzen Kindern, ist ein Bild, welches ich mit Freude von hier mitnehme.

Aber ich nehme auch die Erinnerung an die Worte mit mir hinweg, die der brave Don Felix eines Abends zu mir sagte und die aus seinem Munde nicht bezweifelt werden können:

— „Ah, c'est un malheur que d'être esclave!"

Die gute weiße Frau kann die armen Sklaven doch nicht schützen!

Havanna, 5. Mai 1851.

Die Religion ist nicht ganz erstorben auf Cuba. Sie lebt daselbst noch in einigen schönen barmherzigen Anstalten zum Besten vater- und mutterloser Waisen und

unglücklicher Kranken. Sie lebt noch daselbst — und zwar noch lebendiger als in den Vereinigten Staaten Amerikas, wenigstens in Einer Hinsicht, nämlich in der, daß sie in diesen Anstalten schwarze Menschen ebenso gut wie weiße aufnimmt und in Hospitälern wie in den übrigen Wohlthätigkeitsanstalten Beide nebeneinander stellt. Ich habe es heute gesehen und davon gehört, als ich mit dem liebenswürdigen Creolen Alfredo Sauval das große Krankenhaus „de St.-Lazare", dessen Aufseher er ist, besuchte. Diese große Anstalt ist für Unglückliche bestimmt, die mit den unheilbaren Krankheiten behaftet sind, welche den Tropenländern und besonders den Kindern Afrikas eigenthümlich sind: Aussatz, Elephantiasis — bei welcher die Füße zu unnatürlichen Dimensionen anschwellen — und „la maladie de St.-Antoine", bei welcher Hände und Füße sich zusammenziehen und ohne Wunden oder Geschwüre bis auf nichts schwinden. Für diese Unglücklichen hat man auf die lobenswertheste Weise gesorgt.

Das ausgedehnte Gebäude — wie eine große Bohea im Viereck gebaut und mit einem Gitterthor versehen — liegt am Meer, das mit seinen brausenden Wogen die Felsenwände am Fuße desselben badet und die Wohnung der Kranken mit seinem Wehen voll Leben und Gesundheit umgibt. Auf dem geräumigen Hofe sind große schöne Anpflanzungen von Oleanderbäumen, welche gegenwärtig in voller Blüte stehen und deren hellrothe Blüten die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Diese schönen Anpflanzungen waren das Werk des jungen Aufsehers. Jeder Unglückliche, schwarz oder weiß, der mit einer der von mir genannten unheilbaren Krankheiten behaftet ist, hat hier seine eigene abgesonderte, bequeme Wohnung. Unter den Personen, die ich besuchte, war ein alter Neger, der seit seiner Jugend an „la maladie de St.-Antoine" litt. Seine Finger bestanden gegenwärtig blos noch aus Stumpfen und seine Füße nur noch aus den Knöcheln, auf

welchen er jedoch mit Hülfe von Stöcken noch gehen und stehen konnte; auch konnte er mit seinen Fingerstümpfen sich und seinen kleinen Haushalt versorgen. Seine Wohnung bestand aus einer kleinen Stube, einer kleinen Schlafkammer, einer kleinen Küche und dazu aus einem kleinen Gärtchen, in dem er sich einige Bananen und Wurzelfrüchte bauen konnte — Alles klein, aber gut und sauber. Er sah gut und zufrieden aus.

Die andern Kranken hatten ähnliche Wohnungen. Nichts fehlte, was ihr Leben oder vielmehr ihr langsames Sterben versüßen konnte. Und die Liebe Christi kam hier noch zu den am meisten Leidenden unter den Menschenkindern. Sie konnten die Herrlichkeit der Natur in dem Meere, in den schönen Blumen sehen und bewundern und unter Gebet und bei der Lectüre frommer Bücher ohne Unruhe und Bekümmerniß den Tag erwarten, der sie von ihrem Körper erlösen und sie mit einer verklärten Naturwelt vereinigen sollte. Die Hoffnungslosen können hier für die schönsten Hoffnungen leben.

Eine andere schöne Barmherzigkeitsanstalt in Havanna ist „la Casa de Beneficencia“. Sie nimmt mehre Hunderte von mutterlosen Waisen auf. Sie erhalten darin ihre Erziehung und bei ihrem ersten Austritt aus dem Hause Jede eine Art Mitgift von fünfhundert Pesos, womit sie ein Leben auf ihre eigene Hand beginnen können.

Von „L'Infirmerie de St.-Lazare“ führte mich Mr. Sauval auf den großen Begräbnißplatz, „Campo Santo“. Das ist ein großes Gebäude von weißem Marmor, in dessen hohen Mauern in einem ungeheuern Hofe jede Familie eine kleine Nische oder Gruft hat, wenn sie nämlich im Stande ist, dieselbe zu bezahlen. Jede solche Nische ist mit einer Inschrift von Goldbuchstaben versehen. Die Höhe und Dicke der Mauern bewirkt, daß diese Grabnischen sehr klein aussehen; allein jede derselben kann recht wohl mehre Särge fassen.

Im Hospital hatte ich den Geist des Christenthums gesehen; in dem „Campo Santo“ fand ich den des Heidenthums wieder.

Die Leichen der Reichen lagen in den hohen Mauern mit goldenen Inschriften; die Armen wurden in die Erde hinunter begraben, ohne ein Zeichen der Erinnerung, ohne ein Stückchen grünen Rasen über ihnen, ohne eine Blume oder ein Gebüsch, um das Leben des Lichts über ihrem Grabe anzudeuten. Und noch war ein großer Raum in dem „Campo Santo“, wo man große Haufen und Hügel von Todtenköpfen und menschlichen Gebeinen sah. Das war der Begräbnißplatz der Negersklaven. Es ist hier nämlich verboten, die Neger in Särgen zu begraben; die Körper werden halb nackt oder ganz nackt in die Erde hinuntergeworfen und oben darauf Kalk und solche Erdarten, die den Körper schnell verzehren. Nach acht oder vierzehn Tagen werden sie wieder ausgegraben, um andern Körpern Platz zu machen, und ihre Knochen werden in Haufen hingeworfen, um in der Sonne zu trocknen.

Während wir hier standen, wurde irgend eine geringe Person in der Nähe des Platzes für die Neger begraben. Ich bemerkte, daß man Kissen, eine Decke und einige Kleider mit dem Todten ins Grab legte.

In diesen letzten Tagen meines Aufenthalts in Havanna habe ich auch mit meiner guten Mrs. Tolmé einige schöne Privatgärten besucht, um verschiedene Blumen und Früchte besser kennen zu lernen. Ich habe mit dem Professor der Botanik, Don Felipe Poè, Bekanntschaft gemacht und er war so artig, mir einige cubanische Schmetterlinge zu schenken, darunter auch denjenigen, der für den schönsten gilt und den Namen Urania trägt. Er hat eine schöne dunkelgrüne Farbe und einen sammetartigen Glanz.

Ich bedaure, daß ich die Bekanntschaft des interessanten und freundlichen Alfredo Sauval nicht schon früher

gemacht habe, denn durch ihn hätte ich sehr Vieles in Havanna kennen lernen können, das mich jetzt die Kürze der Zeit kennen zu lernen abhielt.

Vieles scheint auf Cuba in der letztern Zeit verbessert worden zu sein, besonders in Bezug auf die Polizei und auf die Sicherheit der Personen, sowol in der Stadt wie auf der ganzen Insel. Noch vor einigen Jahren (so habe ich von mehren Personen erzählen hören) hörte man oft spät des Abends den Nothruf: „Assassino!" auf den Straßen. Aber Niemand durfte wagen, sich dem Ort zu nähern, von welchem der Nothruf erklang; denn nicht selten war das Geschrei eine Schlinge, und Diejenigen, welche sich dadurch verlocken ließen, setzten sich selbst der Ermordung aus. Wenn Jemand einen Menschen ermordet oder sterbend im Freien auf dem Boden liegen sah, so wagte er nicht, demselben zu Hülfe zu kommen, ohne riskiren zu müssen, daß — wenn der Verwundete starb, ohne daß die Unschuld des Helfers durch Zeugen dargethan werden konnte — er selbst des Mordes angeklagt wurde und sich einen endlosen Proceß auf den Hals zog. Man schreibt den Verbesserungen und Einrichtungen des Gouverneurs Tacon den sicherern und bessern Zustand zu, der jetzt hier besteht. Er war ein strenger Mann und für das allgemeine Beste von großem Nutzen, hat sich aber durch seinen despotischen Sinn bei vielen Einzelnen verhaßt gemacht.

Processe und Sachwalter sind auf Cuba in großem Flor, und die Gewalt und die Eigenmächtigkeit der Gesetze und der Gerichte, sowie die Schwierigkeit für Jedermann, sein Recht zu erlangen, wenn er es nicht für vieles Geld erkaufen kann, ist unerhört. Allein um diesem Uebelstand abzuhelfen, ist eine totale Umbildung sowol der Gerichtshöfe als der Regierung auf der Insel erfoderlich.

Bei meinen Wanderungen in Havanna habe ich stets die dasige Negerbevölkerung mit Vergnügen betrachtet,

die mir freier und glücklicher als die in den Städten der Vereinigten Staaten zu sein scheint. Gewiß ist es, daß man hier weit öfter als dort Neger und Mulatten Handel treiben sieht und daß die Weiber derselben gewöhnlich sehr gut, auch wol prächtig gekleidet sind. Auf den prächtigen Paséos sieht man nicht selten Mulattinnen mit Blumen in den Haaren in Gesellschaft ihrer Familien spazieren gehen.

In den Tabacksläden findet man gewöhnlich Mulatten als Verkäufer, oft auch als Besitzer der Läden. Die schwarzen Einwohner rauchen Cigarren um die Wette mit den Weißen; viele Frauen der zweiten und dritten Classe rauchen auch gern ihre Cigarritos, und man behauptet, daß ein Drittel der Bevölkerung von Cuba mit der Zubereitung der Cigarren, zwei Drittel aber mit dem Rauchen derselben beschäftigt sind.

Unter der weißen Bevölkerung in den Städten unterscheidet man deutlich zwei verschiedene Physiognomien. Die eine hat feine Züge, ein ovales Gesicht, einen stolzen und oft düstern Ausdruck und gehört dem castilianischen Stamme an. Die andere hat ein rundes Gesicht, platte, breite Züge, einen jovialen, aber gemeinen Ausdruck und gehört den Catalanen an. Die erstere ist zur Magerkeit, die letztere zur Corpulenz geneigt. Die Castilianer findet man am häufigsten unter den Beamten, die Catalanen unter den Handeltreibenden. Die Letztern hängen innungsartig zusammen und stehen nicht gerade in gutem Vernehmen mit den Castilianern und Creolen. Die Creolen sind gute Leute und scheinen aus dem lieblichen Klima der Insel einen milden und harmlosen Charakter einzusaugen.

Unter den Versuchungen, die ich auf Cuba bestehen mußte, war auch die Idee zu einer Reise nach Jamaica, die sich sehr leicht hätte ausführen lassen und die ich auch gewiß ausgeführt haben würde, wenn ich nur mehr Zeit übrig gehabt hätte. Ich hätte gern auf Jamaica die Neger

gesehen, wie sie sich in einem christlichen Staate selbst regieren. Durch den ältern Mr. Tolmè und durch einige seiner Bekannten aus Jamaica habe ich jedoch ein ziemlich klares Bild der dasigen Zustände erhalten. Es scheint, als ob die freien, zum Christenthum übergetretenen Neger den Eigenschaften so ziemlich treu bleiben, welche sie in Afrika haben. Man hat für sie große Häuser gebaut mit bequemen Wohnstuben, Küchen und Gärten, in denen sie in Bezug auf Wohnen und Arbeiten alle Vortheile der Association und des Alleinlebens miteinander verbinden können. Vergebens! Die großen bequemen steinernen Häuser stehen beinahe leer. Der Neger liebt steinerne Gebäude und die Association nicht. Der höchste Zweck jedes Negers besteht darin, sich ein kleines Stückchen Grund und Boden („a mountain“ nennen sie es, und das bedeutet — soviel ich vermuthe — eine Anhöhe) zu kaufen, wo er sich eine Hütte von Birkenrinde mit Palmenblättern gedeckt aufbauen, die Bäume seines Vaterlandes anpflanzen und ein Bischen Land zu Zuckerrohr oder Mais und Erdfrüchten umgraben kann. Er arbeitet blos, um sich dieses irdische Paradies zu verschaffen. Hat er dies erreicht, so besteht sein Vergnügen darin, auszuruhen, so viel als möglich zu genießen und so wenig als möglich zu arbeiten. Und warum sollte er denn auch arbeiten? — Ehrgeiz, Wißbegierde, Lust, die Welt geistig oder körperlich zu erobern, die der Schöpfer der kaukasischen Race einflößte, sind ihm nicht zu Theil geworden. Er empfing dagegen die Fähigkeit des sorgenlosen Genusses, die frohe Laune, den rhythmischen Gesang und Tanz. Der Himmelsstrich, unter welchem er geboren ist, begünstigt die letztern Gaben und steht den erstern entgegen.

Auch im Handel zeigt der Neger seine Neigung, sich in seiner kleinen Welt zu isoliren, und seinen Widerwillen oder seine Unfähigkeit zur Association. Anstatt eines großen Handelshauses für Zucker oder Kaffee bilden

sich zehn kleine Läden, in denen Jeder für sich allein ohne Gemeinschaft mit den Andern Zucker und Kaffee verkauft.

In Folge dieser Neigungen arbeiten die Neger nicht gern für größere Plantagenbesitzer und verlangen dabei einen übertriebenen hohen Tagelohn. Bekommen sie nicht so viel, wie sie verlangen, so ziehen sie lieber vor, gar nicht zu arbeiten. Und das können sie wohl, denn ihre Bedürfnisse sind gering, und dieser schöne Boden ernährt sie für wenig Mühe.

Darum sind auch fast alle größern Plantagen auf Jamaica in Verfall gerathen und ihre Besitzer untergegangen. Die meisten großen Plantagen stehen zum Verkauf um niedrige Preise.

Gleichwol habe ich von zwei größern Plantagenbesitzern auf Jamaica, von einem Engländer und von einem Spanier, gehört, daß sie keine Veranlassung zur Klage haben und daß es ihnen stets gelungen ist, die Arbeit von den Negern zu erhalten, welche sie bedurft hatten. Aber ich vermuthe dann, daß sie den Negern nicht gar zu viel zugemuthet und dieselben mit Milde behandelt haben.

Und warum sollte die Arbeit für muntere Leute nicht auch munter gemacht werden können? — Die Neger selbst scheinen durch ihr nächtliches Singen in den Zuckermühlen den Weg, die Art und die Weise zeigen zu wollen, wodurch sie zu fleißiger Arbeit veranlaßt werden können. Laßt sie unter Musik und Gesang zur Abeit gehen, dann wird ihnen vielleicht die Arbeit von statten gehen, wie der Tanz. Allein die Europäer denken, daß man ohne Tagelohn und ohne — Peitsche nicht arbeiten kann!

Am Morgen des 8. Mai.

Ich habe meine letzte große Aussicht auf Cuba von dem Azoteon auf Alfredo Sauval's Haus genossen. Das

war gestern Abend bei Sonnenuntergang. Zum letzten mal habe ich diese schönen Palmenwälder, diese prächtigen, glänzenden Häuser, diesen milden Himmel, dieses blaue Meer in dieser Beleuchtung, in dieser köstlichen bezaubernden Abendluft gesehen. Heute Nachmittag gehe ich an Bord „the Isabel“ und sage den Palmen und Ceibas, den Cucullos und Contretänzen, den Guadarajahs und Sternbildern, den afrikanischen Trommeln, Gesängen und Tänzen, der glücklichen und unglücklichen Bevölkerung, der Hölle und dem Paradies von Cuba auf immer Lebewohl!

Ich habe Abschied von guten Freunden genommen, habe das Denkmal des Columbus am „la Plaza de Armas“ abgezeichnet und zum letzten mal meine liebe „Cortina de Valdez“ besucht und die Brandung an Morro's Felsen schäumen sehen. Auf dem Rückweg nach meiner Wohnung ging ich in eine Restauration und verlangte „dos libras de dulces“, die ich einigen kleinen Mädchen geben wollte. Als ich das Confect bezahlen wollte, gab mir der junge Herr, welcher hinter dem Ladentische stand, mein Geld mit einem artigen: — „Es kostet nichts, Señora!“ — zurück. Ich glaubte, daß er mich, oder daß ich ihn nicht verstanden hätte, reichte ihm deshalb das Geld nochmals hin und erhielt es von ihm mit denselben Worten nochmals zurück. Nun erinnerte ich mich an Das, was ich von der spanischen und cubanischen Galanterie gehört hatte, und sah mich um; da erblickte ich an der andern Seite des Zimmers in der Nähe der Thür Mr. Sauval und — nun war mir die Sache klar.

— „Ah, das ist Etwas von eurer spanischen Sitte!“ — sagte ich zu ihm. Er lächelte, wollte aber augenscheinlich keinen Dank von mir haben.

Eines Tages rühmte ich zufällig einen kleinen Korb, den seine Frau in der Hand hielt. Sogleich mußte ich ihn als Geschenk annehmen. Alle meine Proteste halfen

nichts. Ich mußte mich von dieser Zeit an sehr in Acht nehmen, Etwas zu rühmen.

Nun muß ich von den guten Tolmès und Schaffenbergs Abschied nehmen und einige Briefe beendigen. Wenn ich dir das nächste mal schreibe, bin ich in den Vereinigten Staaten. Ich habe neues Leben auf Cuba getrunken, aber leben könnte ich daselbst nicht. Das kann ich blos da, wo das Leben der Freiheit lebt und wächst!

Achtunddreißigster Brief.

Schreiben an Ihre Majestät die Königin Witwe Karolina Amalia von Dänemark.

Cuba, Westindien, im April 1851.

Eure Majestät!

— „Schreiben Sie mir aus Amerika!" — das waren die freundlichen Abschiedsworte, welche Eure Majestät an mich richteten, als ich das letzte mal, auf Sorgenfrei, die Freude hatte, Eure Majestät zu sehen! Und diese Worte haben mich auf meiner langen Reise begleitet wie eine der schönen und kostbaren Erinnerungen, die ich dem guten Dänemark zu danken habe, denn sie erinnerten mich an die große Güte, welche Dänemarks Königin mir erwiesen hat. Sie sind bei mir geblieben, sowie der Wunsch in meinem Herzen geblieben ist, diese Güte dadurch erwidern zu können, daß ich von dem Boden der Neuen Welt einige recht schöne geistige Blüten überreichen könnte, nicht unwürdig der Rosen, welche Eurer Majestät eigene schöne Hand mir in der Stunde des Abschieds aus Eurer Majestät Rosengarten schenkte. Aber lange hat es in meinem Innern gezaudert, ehe ich Geistesfreiheit und Gemüthsruhe genug gefunden habe,

um aus der reichen Flora, welche Amerikas Boden erzeugt, Etwas zusammenzubinden, was einem Strauß oder einem Kranz gleicht, Etwas, was Eurer Majestät Vergnügen gewähren könnte. Mit weniger konnte ich doch nicht zufrieden sein.

Von der Königin der Antillen, von der schönen „Isla de Cuba“, schreibe ich jetzt an Dänemarks schöne und gute Königin. Und während die Sonne glühend über die Kaffee- und Bananenwälder in „Cafetal La Concordia“ (meinem gegenwärtigen Aufenthalt) emporsteigt, während rosenfarbige Flamingos ihre Flügel entfalten, um sich in dem Morgenwinde zu kühlen, und kleine Negerkinder — nackend wie sie Gott geschaffen hat — auf grünen Flächen herumhüpfen und sich tummeln, während smaragdgrüne Kolibris die prächtigen Hybiscusblüten umflattern, versetze ich mich im Geiste zu „der grünen Insel“, in die kühle schattenreiche Wohnung, wo ich Nachtigallen in den Buchenwäldern um Eure Majestät singen hörte, und überreiche dort mittels dieser Zeilen meinen Tribut an Ehrfurcht und Ergebenheit.

Auf Cuba kann ich besser als von irgend einem andern Punkt auf dieser Seite der Erdkugel von der Neuen Welt sprechen, denn Cuba liegt zwischen dem nördlichen und südlichen Amerika; die anglo-amerikanische und die spanische Volksrace begegnen sich hier — im Guten und im Bösen, insgeheim und offen um die Oberherrschaft kämpfend. Und mitten in dieser wunderbar schönen Natur, die dem Wendekreis angehört, unter dieser tropischen Sonne, unter Palmen- und Kaffeeplantagen sieht man schon nordamerikanische Häuser, Eisenbahnen und Handelsläden, und das anglo-amerikanische: „go a head“ stößt hier mit dem Wahlspruch der spanischen Creolen: „poco a poco“ zusammen, und ob es früher oder später den Sieg davontragen wird — das ist nicht schwer vorauszusehen.

Wenn man das Bild der Natur, der Bevölkerung und der Staaten von Nordamerika frisch in der Seele hat, so ist es eine große Erquickung, auf dieser schönen Insel ein so ganz entgegengesetztes Gemälde von der Natur, der Bevölkerung und den Staaten Südamerikas in sich aufzunehmen. Denn Beide gehören wesentlich zu dem Gemälde der Neuen Welt und Nordamerika stellt in Natur, Cultur und Sitten blos die eine Hälfte davon dar. Die südliche Hälfte mit ihren noch nicht organisirten Staaten, mit ihrem chaotischen Leben, aber mit ihrer reichen großen Natur, ihrem Amazonenfluß und ihrem Andengebirge, mit ihren Palmen und mit ihrem ewigen Sommer wird in der Berührung mit der Bevölkerung der nördlichen Hälfte ein herrliches Leben entwickeln, vielleicht nicht so stark, aber süßer und schöner als dieses. Und Beide werden Eins in diesem großen menschlichen Reiche werden, welches zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer, zwischen dem Nord- und Südmeer emporwächst. Denn wenn Südamerika gegenwärtig auch noch nicht eine Bevölkerung oder einen Charakter zeigt, der Achtung oder Bewunderung hervorzurufen geeignet ist; wenn es der Natur noch zu unterliegen, anstatt sich über dieselbe zu erheben, wenn es von der Sonne ermattet zu werden scheint, anstatt von deren glühendem und reinem Licht inspirirt zu werden — so wissen wir doch, daß es unter diesem Himmelsstrich, unter dieser Sonne und unter diesen Palmen war, wo die sonnenanbetenden Peruaner und die edeln Azteken lebten, daß es unter diesem Himmelsstrich, unter dieser Sonne und unter diesen Palmen im Osten war, wo die älteste Weisheit, die älteste Poesie auf der Erde geboren wurde, die Vedas der Hindu, ihre Tempel, deren Ruinen noch heute Gegenstand unserer Bewunderung sind, ihre Gesänge und Gedichte Sakuntala, Urvasi und Vikrama und andere solche liebliche und edle Erzeugnisse, wie sie nur nur unter diesen Palmen und in einer solchen Luft gedichtet

werden können, die sinnreichsten Sagen, das Schachspiel, die lustigen Tänze der Bajaderen und viele Künste und Wissenschaften zur Verschönerung des Lebens, die blos da entstehen zu können scheinen, wo das Leben der Natur einem beständigen Festtag gleicht. Und was einmal geblüht hat, das kann unter ähnlichen Verhältnissen zu einer neuen oder höhern Ausbildung wiederkehren. Der tropische Kreis des Morgenlandes hat seine Blüten getrieben, der des Abendlandes wird die seinigen im Licht des Christenthums noch treiben. Gegenwärtig kann man blos ahnen, was es einst werden wird, aus dem herrlichen Naturleben ahnen, welches gegenwärtig dessen schönstes Erzeugniß ist.

Allein es war das Volk und Land von Nordamerika, worüber Eure Majestät Etwas zu hören wünschten; und darum will ich von diesen beiden sprechen. Denn obgleich Eure Majestät das Schöne in der Natur sehr lieben, so weiß ich doch, daß Eure Majestät noch weit mehr Das lieben, was das Menschenwohl und Menschenglück im höhern und eigentlichen Sinne befördert. Sind nicht Eure Majestät eine von den Müttern der Menschheit, eins von den hohen und holden Wesen, die das jüngere Geschlecht umfassen, um es höher zu erheben und dem Vater der Liebe und Vollkommenheit zu nähern?! — Sah ich Eure Majestät nicht von vater- und mutterlosen Kindern umgeben, die zu Eurer Majestät wie zu einer Mutter emporblickten, als ich Eure Majestät zum ersten mal sah, an jenem Weihnachtsabend, als die Weihnachtslichter auf dem nordischen Tannenbaum brannten, den Kindern zur Freude und den himmlischen Kinderfreunden zum Ruhm! Und habe ich nicht mehr als ein mal Eure Majestät den Wunsch und die Hoffnung „nach einem Staat auf Erden aussprechen hören, in welchem allen Gliedern gleiche Gelegenheit zur Erwerbung von Tugend und Kenntnissen, Thätigkeit und Wohlstand gegeben wird, nach einem Staat, in welchem die Güte

und Tüchtigkeit die höchste Aristokratie bilden und die höchste menschliche Würde den höchsten Rang einnimmt"?

Wie weit auch die Vereinigten Staaten Amerikas von diesem staatlichen Zustand noch entfernt sein mögen, man kann doch nicht leugnen, daß sie nach diesem Ziele streben und daß sie sich demselben mit jedem Tage mehr nähern, vielleicht mehr als andere Staaten auf Erden. Dies gilt ganz besonders von den nördlichen und freien Staaten der Union, welche vorzugsweise von den Abkömmlingen der ältesten Pilger bevölkert sind und in die der Quäkerstaat überall seine Boten mit der Botschaft des „innern Lichts", der Freiheit, des Friedens und der allgemeinen Brüderschaft ausgesandt hat. Enthusiasmus für Religion und Menschenwohl hat diese nördlichen Staaten gegründet. Und auf dieser Grundlage sind sie groß und stark geworden und wachsen noch heute, ihre Macht immer mehr und mehr ausbreitend.

Die südlichen Staaten erkennen zwar dieselben Grundsätze von Freiheit, Menschenrecht, und Menschenglück als ihren Zweck an, allein sie tragen eine Kette, die ihre Fortschritte auf dem Wege der menschlichen und staatlichen Entwickelung hemmt, eine Kette, welche sie theils nicht abwerfen wollen, theils nicht abwerfen können: — das Institut der Sklaverei. Sie haben die Neger als Sklaven gefesselt, und die Negersklaven fesseln sie wieder; sie hindern sie, das Schulwesen, die Industrie und alle staatlichen Einrichtungen zu entwickeln, welche einen Staat so groß und so frei machen, wie es in den nördlichen Staaten der Union geschieht.

In diesen letztern gewährt es eine große und reine Freude, die Entwickelung des Freiheitslebens zu betrachten. Und ungeachtet der Unarten und Abarten desselben, die sich dort noch davon ablösen und Unordnung erzeugen, gewährt doch das Ganze ein herrliches Schauspiel.

Denn die ganze Bewegung des Staates daselbst ist iene vorwärtsstrebende; sie ist ein Strom von Bildung

und Verbesserung, der alle Classen, alle Zweige der Thätigkeit umfaßt, auch die entferntesten ergreift und auch die isolirtesten Individuen mit sich fortreißt.

Dabei hat der Staat daselbst klar erkannt und hat es klar und stark, in Worten und in Handlungen ausgesprochen, daß es die Pflicht des Staats ist, dafür zu sorgen, daß jeder Staatsbürger dahin gelangen kann — ein Mensch zu werden.

Daher rührt das großartige und vortreffliche Volksschulensystem, das zuerst in dem Pilgrimsstaat Massachusetts begonnen hat und dann unter Modificationen und Verbesserungen in allen freien Staaten der Union nachgeahmt worden ist und noch nachgeahmt wird. Ueberall sind daselbst freie allgemeine Schulen entstanden, in denen die Kinder, Knaben und Mädchen (in gesonderten Schulen) unentgeltlich Unterricht bis zu ihrem funfzehnten oder sechzehnten Jahre erhalten. Sie können dann aus diesen Schulen noch Akademien und Hochschulen besuchen, falls sie nicht lieber in das praktische Leben mit den Kenntnissen eintreten wollen, die ihnen die allgemeine Schule gegeben hat und die gar nicht unbedeutend zu sein scheinen, da viele der „besten Männer", viele berühmte Staatsmänner Amerikas in keiner andern Schule als in dieser und in der Schule — des Lebens studirt haben.

Dem weiblichen und mütterlichen Sinn Eurer Majestät möchte ich vor allem diese großartigen, sich immer mehr und mehr entwickelnden Anstalten zur Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zeigen können, für alle jugendlichen Glieder des Staats geöffnet und die Kinder der Armen noch mehr wie die der Reichen begünstigend. Und gleich daneben möchte ich ein Bild von der zunehmenden Bedeutung der jungen Frauenwelt im Staate als Lehrerin auch außerhalb der Familie und des Hauses darstellen. Ich möchte den Blicken Eurer Majestät diese großen und heitern Lehrsäle zeigen können, wie man sie gegenwärtig in den allgemeinen Schulen von Massachusetts

bis Wisconsin und Illinois, von Neuhampshire bis nach Ohio findet, in welche Luft und Licht frei einströmen kann, Lehrsäle voll schöner Kinder mit hellen lebhaften Augen, und darin die jungen Lehrerinnen, Neuenglands Töchter und Neuenglands Ruhm, fein und angenehm im Aeußern und im Betragen und dabei gleichwol auf ihrem Grunde fester stehend als die Alpen und Anden der Erde, und einen Schwarm junger Republikaner in der Schule leichter und besser lenkend, als ein strenger Lehrer sie mit einer Baßstimme und mit der Karbatsche lenken würde.

Amerikas junge Töchter in den freien Staaten der Union werden nicht in Unkenntniß und Unthätigkeit erhalten, wie der größere Theil der jungen Mädchen in Europa. Sie lernen zeitig, daß sie sich auf Gott und auf sich selbst verlassen müssen, wenn sie Achtung und einen selbständigen Werth erlangen wollen; sie gehen zeitig aus ihrer Häuslichkeit heraus und besuchen die Schulen, wo ihnen Gelegenheit geboten wird, in Studien und Wissenschaften ebenso weit wie Jünglinge vorzuschreiten, und wo sie zeigen, daß Kenntnisse, die man bisher als zu schwierig für sie betrachtet hat, ebenso leicht für sie zu erlangen sind wie die äußerlichen Kenntnisse und Talente, auf welche man bisher ihre Erziehung beschränkt hat. Sie zeichnen sich durch Kenntnisse in der Mathematik und Rechenkunst, in der Physik, in den alten Sprachen, wenigstens im Lateinischen, und in andern ihnen bisher verbotenen Zweigen des Wissens aus. Und ihre schriftlichen Arbeiten in Versen und in Prosa zeugen von einer bei so jugendlichem Alter ungewöhnlichen Reinheit des Stils, Klarheit der Gedanken und Weite der Anschauung. Man sieht, daß der Geist der Neuen Welt die Schwingen ihres Geistes entfaltet und ihnen den freien Flug über die Felder der Erde gestattet hat. Das amerikanische Weib wird zur Weltbürgerin gebildet; sie lernt das ganze menschliche Geschlecht umfassen. Das ist unverkennbar

der Zweck ihrer Schulerziehung, wenn ihm gegenwärtig auch noch ein System fehlt, das dazu führen kann. Aus den allgemeinen Schulen können die Mädchen auf die hohen Schulen und auf die Akademien für Frauen übergehen. Daselbst können sie Prüfungszeugnisse und Diplome erhalten und — mit diesen versehen — als Lehrerinnen sich über die ganze Union verbreiten.

Und das thun insonderheit die Töchter Neuenglands, die einen ganz besondern Beruf für den Lehrerstand zu haben scheinen, den sie oft nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Liebe ergreifen.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, im Westen wie im Norden und Süden der Union, wo irgend eine Schule in Wirksamkeit tritt, trifft man junge Lehrerinnen aus den Staaten Neuenglands, d. i. aus den Staaten, die von den Nachkommen der Pilger bevölkert worden sind. Und das Ansehen der Frauen als Lehrerinnen der Jugend steigt in Amerika immer mehr. Aber nicht blos als Lehrerin sucht der Geist der Neuen Welt dem Weibe eine freiere Entwickelung ihres Wesens und ihres Wirkungskreises zu bereiten, auch auf dem Gebiet der Kunst und der Handwerke sucht er ihm freie Bahnen zu eröffnen.

— „Wenn ich zu wählen hätte, ob ich den Weibern oder den Männern eines Landes die Erziehung überlassen sollte, so würde ich die Männer verlassen und mit den Frauen beginnen!" — sagte eines Tages einer der hiesigen Gesetzgeber zu mir. Und ich glaube nicht, daß ich zu viel sage, wenn ich behaupte, daß diese Gesinnung von dem größten Theil der Männer in den Vereinigten Staaten getheilt wird. So stark ist die Ueberzeugung von der Gewalt des Einflusses, den die Frauen auf das heranwachsende Geschlecht üben.

Und es ist wol keine Frage, daß das Streben nach der höhern Entwickelung und Bedeutung der Frauen im Staate einer der ausgezeichnetsten Züge, eins der größten Verdienste und eine der vorzüglichsten Zukunftsarbeiten

dieser neuen Weltbildung ist. Es ist nur nöthig, daß sie diese Aufgabe nicht auf halbem Wege liegen lassen. Ich glaube nicht, daß es den Männern an Gerechtigkeit und Ritterlichkeit fehlen wird, wenn die Frauen mit Beurtheilung und edelm Ernst den Platz einnehmen, den ihnen der Staat einräumen will.

Mit Recht pflegt man den Bildungsgrad eines Volkes nach seiner Achtung gegen die Frauen und nach der Stellung, welche sie im Staate einnehmen, zu messen; denn um ein Wesen richtig zu würdigen, dessen höchste Kraft im Geistigen liegt, ist auch ein nicht geringer Grad von Geistesbildung erfoderlich. Das Volk Amerikas hat bewiesen, daß es diese Bildung besitzt, und sie wird in demselben Maße steigen, in welchem sich die Frauen des Landes verdient darum machen.

Ich erwähnte einen Strom von Bildung und Verbesserung, der in den freien Staaten alle Staatsbürger in sich aufnimmt, und nannte die Volksschule als dessen wesentlichste Gewalt. Diese und mehre andere, der menschlichen Entwickelung günstige Anstalten gehören dem Staat an; aber neben denselben geht eine Bewegung freier Entwickelung im Volksleben, die ich der Circulation des Safts in einem frisch wachsenden Baum vergleichen möchte. Die freie Association tritt an die Stelle des alten Zunftwesens als Ordnerin und Beförderin aller verschiedenen Interessen und Functionen des ganzen Staatskörpers. So entstehen religiöse, moralische und industrielle Corporationen im Staate und treten in ein treues Verhältniß zu demselben, während darin der gute Wille und die besondere Kraft und Fähigkeit jedes einzelnen Individuums bis zu seiner höchsten Potenz zur Geltung gebracht wird. Die Vereinigten Staaten stellen die höchste Entwickelung und Vereinigung der Individualität und Allgemeinheit dar.

Diese Bewegung von innen heraus, aus dem eigenen harmonischen Wesen der Menschheit wird von außen her durch die freie Circulation und Communication begünstigt,

welche die zahlreichen schiffbaren Flüsse Amerikas darbieten, auf denen sich Tausende von Dampfbooten bewegen, und in der neuesten Zeit durch die Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die über alle Theile der Union von Staat zu Staat, von Stadt zu Stadt ausgedehnt sind.

Die große Verbreitung von Zeitungen im Lande, aller Bücher, welche die Liebe des Volksherzens gewonnen haben, und der großen religiösen Volksliteratur, die in Millionen kleinen Schriften, „tracts“ oder „tales“, sich wie ein Morgenthau oder wie ein Mannaregen über die Bevölkerung ergießt — gehört wesentlich mit zu dieser belebenden Circulation.

Und überall, wohin der Anglo-Amerikaner vordringt, ersteht dieselbe Bildung und dasselbe Leben. Mit staunenerregender Kraft und Sicherheit führt er seine Mission als Veredler der Welt und als Bildner freier, sich selbst regierender Staaten aus, und auch das Institut der Sklaverei vermag der Kraft der Bildung und Freiheit nicht zu widerstehen, die mit ihm über die Erde dahin schreitet.

Wohin die Söhne und Töchter der Pilger vordringen, errichten sie Wohnhäuser, Schule und Kirche, Handelsläden, eine gesetzgebende Versammlung, ein Hôtel für Fremde, ein Asyl für Unglückliche oder Aelternlose und das Gefängniß wird in eine Besserungsanstalt, zu einer neuen Schule für den unwissenden oder entarteten Sohn umgewandelt. Wohin sie kommen, bekennen sie laut den Namen und die Lehren des Meisters, welcher „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist, und auf diesem Felsen gründen sie das Leben des Staates und der Gemeinde. Das Recht der Anglo-Amerikaner, ein großes Volk zu werden, liegt in ihrer Christologie. Es ist der Geist des Weltversöhners, der sie zu Welteroberern macht.

Wenn man die nordöstlichen Staaten verläßt, in denen die Standarten der Religion und der Freiheit zuerst aufgepflanzt wurden, und sich von da nach Westen bis an die Grenzen der Wildniß jenseit des Mississippi begibt,

wo der Indianer noch sein Wildpret jagt, sein Zelt errichtet und sein nächtliches Feuer anzündet, kann man den neuen Gang und die Weise der Bildung am besten beobachten.

Eure Majestät haben jedenfalls oft Beschreibungen von dem wunderbaren Wasserfall Niagara, von den beinahe noch mehr wunderbaren Prairien des Westen, wo die Sonne ihr Bild in einem Ocean von Sonnenblumen, die im Winde hin und her wogen, spiegelt, von dem gewaltigen Wachsthum der Staaten und Städte des großen Westen, von dem riesigen Mississippifluß, von den Goldgruben Californiens und von andern Löwen des großen Westlandes gelesen. Aber weniger bekannt und seltener beschrieben sind die ersten Schritte der Bildung, das erste Aufkeimen derselben in der Wildniß; und Das war es auch, was neben den großen Naturscenen meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog. Denn es ist sehr erfreulich, die ersten Schritte eines Kindes zu beobachten und zu sehen, wie dasselbe gehen lernt und zum Mannesalter heranwächst.

Wollen Eure Majestät sehen, wie das Kind — die Bildung dieser Neuen Welt — seine ersten Schritte unternimmt?!

Die Bäume fallen vor der Axt des neuen Ansiedlers längs der Ufer eines Flusses — und Flüsse gibt es überall in Amerika — ein kleines Blockhaus erhebt sich am Rande des Waldes und am Ufer des Flusses; ein Weib steht in der Thür des Hauses und hält ein kleines fleischiges Kind auf dem Arme. Vor dem Hause reißt der Mann die Erde auf und pflanzt Mais hinein; weiter hin weiden ein paar fette Kühe und einige Schafe auf freier uneingeschlossener Weide. Der Mann bearbeitet das Feld und melkt die Kühe; er verrichtet alle Arbeiten außerhalb des Hauses. Die Hausfrau bleibt daheim, wartet die Kinder und besorgt das Hauswesen; besser kann kein Weib Beides warten und besorgen. Die Rein-

lichkeit und Ordnung in ihrem eigenen Wesen spiegelt Alles im Innern des Hauses ab. Es gibt kein sauberes und wohnlicheres Haus auf der Erde als das amerikanische — auch bei den Armen. Kein Wunder, daß sich der Mann darin wohl befindet und daß der Amerikaner wenig von andern Vergnügungen, außer von denen weiß, die er in seinem Hause findet, kein anderes Ziel des Glücks auf der Erde kennt, als eine gute Gattin, ein wohnliches Haus zu besitzen.

Ein Blockhaus ist im Walde entstanden und nicht weit entfernt von demselben entstehen auf dieselbe Weise zwei bis drei andere Blockhäuser. Man findet in ihnen prächtig aufgethürmte Betten und oben auf der Leiste stets eine Bibel, ein Psalmbuch und einige Lehrbücher. Ein wenig weiter davon entfernt erhebt sich ein etwas größeres Blockhaus, in welchem sich ein oder zwei Dutzend Kinder, halbwilde Producte der Wildniß, versammeln. Es ist die Schule. Das Schulzimmer ist ärmlich und ohne Hausgeräth; aber an den Wänden hängen Karten über alle Welttheile und in den Händen der Kinder befinden sich Bücher, welche die edelsten Perlen der Literatur in Denksprüchen, kurzen Abhandlungen, Erzählungen, Gedichten u. s. w. enthalten.

Allmälig steigen mehre Häuser empor, einige von Balken, andere von Stein; sie werden immer prächtiger und umgeben sich mit Fruchtbäumen und Blumen. Man sieht gleichzeitig mit den hölzernen Häusern eine Kapelle von Holz entstehen, wenn sich steinerne Häuser erheben, kommt auch eine steinerne Kirche und das Rathhaus. Der Boden ist rings von Ernten bedeckt, die Heerden wachsen, bald sieht man ein oder mehre Dampfboote den Fluß herauf kommen, vor der neuen Ansiedelung anlegen, Waaren tauschen und Zeitungen zurücklassen.

Nach Verlauf von zwei Jahren sieht man hier eine kleine Stadt mit zweitausend Einwohnern. Mütterliche Frauen errichten eine Sonntagsschule in der Kirche, sam-

meln kleine Kinder für den Unterricht im Christenthum und stiften ein Asyl für die älternlosen Kleinen. Die Handelsläden sind gleichzeitig mit der Schule und mit der Kirche entstanden und machen mit diesen zusammen ein Kennzeichen für die Niederlassungen der Anglo-Amerikaner aus. Und wo der Anglo-Amerikaner diese Zeichen aufpflanzt, da zieht sich der rothe Mann, gegenwärtig fast ohne Widerwillen, zurück mit seinen Zelten und mit seinen erniedrigten Frauen und geht weiter in die Wildniß, um dort sein Feuer anzuzünden und sein Zelt aufzurichten. Er weiß aus Erfahrung, daß die neue Ansiedelung, die er entstehen sieht, in einem Vierteljahrhundert eine große Stadt mit fünftausend und mehr Einwohnern sein wird.

Ich habe von dem Vorwärtsschreiten der neuen Menschheit im Westlande gesprochen, aber ich muß, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten, auch einige Worte von dem Vorwärtsschreiten der alten Menschheit sagen, denn ach, diese alte Menschheit schreitet gleichzeitig mit der neuen vorwärts, und der Mensch ist auch hier, auf dieser neuen Erde, der alte Sünder, er säuft, schlägt sich und spielt, er stiehlt, macht sich lächerlich und bläht sich auf, „tout comme chez nous“, auch in dem großen Westen, am Mississippi und am Stillen Meer, vielleicht noch ein wenig ärger, denn die Menge gewissenloser Glücksritter, die sich dort sammelt, ist groß und die Kräfte, welche dieselbe im Zaume halten sollen, haben sich noch nicht volle Geltung verschaffen können. Die Freiheit ist hier noch in ihren Flegeljahren.

Eine große Schwierigkeit bei der Cultur des Westlandes ist die große Auswanderung dahin von einem bedeutenden Theil der rohen und armen Bevölkerung Europas und der misrathenen Kinder der Staaten des östlichen Amerika. Allmälig ordnet sich jedoch diese Bevölkerung dem Einfluß der neuen Weltbildung unter und mit jedem Jahre verschafft sich der neue Adam ein größeres

Uebergewicht über den alten, sowie die bessere Auswanderung aus den Pilgerstaaten zunimmt und festen Fuß faßt und mit ihr die Schule, die Kirche und die bessere periodische Presse mehr Spielraum gewinnt.

Das Mississippithal hat Raum für ungefähr zweihundert Millionen Bewohner, und die amerikanische Union besitzt Herz und Macht genug, um alle Fremdlinge, alle ausgearteten oder unglücklichen Kinder der Erde in sich aufzunehmen und ihnen einen Theil von ihrem Boden und von ihrem geistigen Leben zu geben.

Dieses Mississippithal — die Centralgegend Nordamerikas — stellt in seiner Ausdehnung alle Hauptzüge dar, welche das große Reich der Vereinigten Staaten (zu denen ich auch — was die Bevölkerung und die Natur anlangt — die englischen Colonien im Norden rechne) auszeichnen. Es umfaßt von den Quellen des Mississippi im nördlichen Minnesota bis zu der Mündung in dem Mexicanischen Meerbusen im Süden alle Klimate (mit Ausnahme des allernördlichsten), alle Producte, welche dieser Welttheil hervorbringt, alle Völker, die er in seinem Schoose trägt. In Minnesota sehen wir noch Indianer in ihrer Blüte. Die Tannenwälder sind dort heimisch und der Winter ist frisch wie bei uns. Es gibt dort herrliche Quellen, fischreiche Flüsse und Seen, reiche Jagd und guten, aber noch uncultivirten Ackerboden. Norweger und Dänen haben bereits angefangen, dahin vorzudringen. Aber ihre und der Schweden eigentliche Colonien finden sich jetzt südlich von Minnesota, in den Staaten Wisconsin und Illinois, wo die Natur einer großartigen lichten Idylle gleicht. Hier wächst allmälig ein neues Skandinavien empor. Und es gereicht mir zur großen Freude, der Wahrheit gemäß bezeugen zu können, daß unsere Landsleute allgemein für redliche, arbeitsame und brave Leute gelten. Sie müssen im Anfang hart arbeiten und viele Entbehrungen ertragen. Aber je mehr die Zahl der Arbeitenden zunimmt, desto

leichter wird die Arbeit, desto mehr gibt der im Allgemeinen reiche Erdboden her. Die Norweger bilden den ackerbauenden Kern der skandinavischen Bevölkerung. Die Dänen sind im Vergleich zu ihnen nur in geringer Anzahl vorhanden, und ich habe die Dänen hier häufiger als Kaufleute, denn als Landbauer gefunden.

In Wisconsin und in Illinois beginnt Nordamerikas eigentliche Ackerbaugegend und der ungeheure Kornboden, der sich auf beiden Seiten des Mississippi bis zu den Staaten Kentucky und Missouri hinzieht und, wenn er vollständig angebaut sein wird, alle Staaten der Union mit Brot ausreichend versehen können soll. Jetzt sieht man dort wol große Flächen voll goldenen wogenden Mais, aber noch größere Flächen gibt es daselbst, auf denen blos hohes Gras und wilde Blumen wachsen. Deutsche und Irländer strömen in diese Gegend. Die Hälfte der Bevölkerung der großen Städte besteht aus Deutschen. Diese musiciren, halten Schießübungen und Tänze und trinken Bier wie in der Alten Welt, während sie an der Selbstregierung und an dem Geschäftsleben der Neuen Welt theilnehmen.

Unterhalb Kentucky und Missouri beginnt die Baumwollengegend. Man erblickt hier Baumwollenpflanzungen und Sklavendörfer. Dann kommt die Gegend des Zuckerrohrs mit sommerwarmen Winden und Sonnenschein mitten zur Winterszeit, schönen Plantagen, Magnolien- und Orangenwäldern. Hier ist Louisiana, die mildeste Sommerluft und die härteste Sklaverei, der südlichste von allen Mississippistaaten.

Hier trifft man Franzosen und Spanier und Leute aus allen Ländern der Welt unter anglo-amerikanischer Regierung und Gesetzgebung.

Ein eigenthümliches Schauspiel in dem Leben der Vereinigten Staaten gewähren die südlichen Staaten durch ihre Natur und durch ihre Einrichtungen. Der Reisende in diesen südlichen Staaten wird nicht erbaut.

Keine staatlichen Ideale erheben hier sein Gemüth und seinen Blick, kein großartiges allgemeines Streben erhebt hier, wie in den freien Staaten, das Leben des Staats wie des Individuums. Aber er ergötzt sich an den zahlreichen neuen und ungewöhnlichen Gegenständen, er trifft viele ungewöhnlich gebildete und angenehme Personen, glänzend wie Diamanten im Sande, er sieht eine neue Welt voller Schätze aufgeschlossen — den Reiz in der eigenthümlichen Natur des Südens, die Lieblichkeit der Luft während des größten Theils des Jahres, den Urwald längs der rothen Flüsse mit seinen tausenderlei Baumarten, Blumen und Schlingpflanzen, den Gesang des hundertzüngigen Vogels, Amerikas Nachtigal (Turdus Polyglottus) und des lieblichen, aber eintönig flötenden „Whip poor Will", die vielen herrlichen Bäume, die Lebenseichen mit ihren langen wehenden Moosen, die Magnolia mit ihren schneeweißen Blüten, die Cypressen, den Tulipan- und Ambrabaum, die Fächerpalmen, den Reichthum an Sonne, Blumenduft und Vogelgesang, die lieblichen Früchte und inmitten dieser schönen Natur das Negervolk mit seinem eigenthümlichen Leben, welches die Sklaverei nicht hat vertilgen können, mit seinen religiösen Festen, Hymnen und fröhlichen Liedern — der Reisende im Süden wird nicht, wie der im Norden der Union, erbaut durch edle großartige Bestrebungen und Einrichtungen, aber er wird angenehm erregt, er ruht aus und genießt, wenn er nicht durch irgend eine neue bittere Erfahrung über das Unrecht, welches die Gesetze hier aufrechterhalten, gestört oder von den Personen geärgert wird, welche gegen die Wahrheit und gegen die gesunde Vernunft Partei für dieses Unrecht wie für eine gute und löbliche Sache nehmen.

Der Kampf über die Sklaverei ist die große Streitfrage des Tages in Amerika und wird wahrscheinlich so lange fortdauern, bis die Sklaverei aufhört. Denn dieses Institut ist eine allzu schneidende Lüge gegen die

staatlichen Principien Amerikas, eine allzu schreiende Sünde gegen Recht und Menschlichkeit.

Es muß jedoch erwähnt werden, daß der in den nordamerikanischen Staaten herrschende Geist in den letzten Jahren viel Einfluß auf die Milderung des Zustandes der Sklaven gewonnen hat; und man kann in Wahrheit sagen, daß dieser Zustand von Jahr zu Jahr besser wird. Der edlere Volkssinn in den südlichen Staaten thut gegenwärtig viel zur Erhebung des Zustandes der schwarzen Bevölkerung, in geistiger wie in körperlicher Beziehung. Das Evangelium wird den Sklaven allgemeiner gepredigt — besonders in den Staaten, in denen das religiöse Leben von Alters her stark gewesen ist, in Georgia und Carolina — und wo es gepredigt wird, da hebt sich auch der Zustand der Sklaven, sie bilden religiöse Gesellschaften, predigen selbst mit Kraft und Freude den Erlöser und Versöhner und singen zu seinem Preis Hymnen, von deren Schönheit und Harmonie Derjenige wenig Ahnung hat, der die musikalischen Anlagen der Afrikaner blos aus ihrem Geschrei und ihren Gesängen in ihrem wilden Zustande kennt. Ja, würde die Gesetzgebung in den südlichen Staaten dem Evangelium auf dem Fuße folgen, so würde ich ihnen eine große Zukunft vorherzusagen wagen.

Betrachtet man den Zustand der Sklaven in Amerikas Staaten von dessen bester Seite, so ist er unter einem guten Gebieter ein Leben des Stillstandes ohne Zukunft, aber nicht ohne Genüsse. Der Sklave auf der Plantage hat sein eigenes kleines sauberes Haus, sein eigenes Gärtchen, dazu ein Schwein und Federvieh. Seine Arbeit ist ihm mit Billigkeit zugemessen und er kann sich dann und wann einen frohen Tag machen; seine Kinder werden gut genährt und er denkt nicht an den morgenden Tag. Die Haussklaven sind in guten Häusern besser gehalten und versorgt — z. B. in Bezug

auf ihre Wohnung im Alter — als zuweilen bei uns die freien Diener.

Aber — es ist nicht gut, einem Menschen ausschließende Rechte über seine Mitmenschen zu geben. Keine Lage ist entsetzlicher und hoffnungsloser als die der Sklaven unter einem bösen Herrn. Davon gibt es Beweise genug, auch in der Tagesgeschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Außerdem hat dieses Institut unglückbringende und erniedrigende Folgen für die schwarze wie für die weiße Bevölkerung, die auch die besten Herren nicht vermeiden können. Und auch der beste Herr muß sterben oder kann in Geldverlegenheiten kommen und seine Sklaven verkaufen müssen wie sein Vieh.

Für die wirklich edeln und guten Menschen unter den Sklavenbesitzern in diesen Staaten ist die Sklaverei eine Quelle mannichfacher Bekümmernisse und sie betrachten dieses Institut als ein Unglück, das sie gern aufheben möchten. Und mehre von ihnen arbeiten wirklich in ihren nächsten Umgebungen im Stillen daran.

Bei diesem flüchtigen Gemälde einiger der vorzüglichsten Erscheinungen in der großen staatlichen Gruppe der Vereinigten Staaten habe ich mehre weniger bedeutende Erscheinungen bei Seite lassen müssen, die jedoch, wie die Genrebilder in einer Gemäldegalerie, dazu dienen, dem Ganzen Abwechselung und lebendigeres Interesse zu verleihen. Ich muß daher von denselben einige kleine Gemeinden erwähnen, die inmitten dieser großen Staaten in ihrer Freiheit leben, obgleich sie durch ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche von denselben abweichen, wie z. B. die Quäker mit ihrer einfachen Tracht, ihrem „Du" und „Dir" gegen die ganze Welt, ihrem stillen Gottesdienst und ihren Frauen, die beim Predigen und an den Rathsversammlungen theilnehmen; die Shakers mit ihrem tanzenden Gottesdienste; die kleinen socialistischen Vereine, welche liebreich allen

guten Arbeitern ein gleiches Maß von allen guten Gaben der Erde zuzutheilen suchen; die Brüdergemeinden der Herrnhuter, ausgegangen von Deutschland und auch in Amerika — wie z. B. in den kleinen Städten Nazareth und Bethlehem — ihre Liebesmahle und ihren schönen Chorgesang fortpflanzend.

Zu den malerischen eigenthümlichen Schauspielen auf dem Boden Amerikas müssen auch die Taufscenen an den Flüssen und Seen gerechnet werden, wo sowol weiße als schwarze neue Christen zu dem Leben der Heiligung geweiht zu werden pflegen; die religiösen Feste, welche „Camp-meetings“ genannt werden, bei denen in der Tiefe der Nacht und der Wälder, bei den Flammen des Feueraltars tausend Stimmen harmonische Hymnen erschallen lassen und die Seele in einem religiösen Gefühlsleben schwelgt, abwechselnd mit körperlicher Erfrischung durch Speise und Trank. Diese Feste sind vorzüglich die Saturnalien der Negersklaven und ihre Gebete und Gesänge bei denselben sind warm und lebendig wie die Sonne des Südens.

Wenn man die Vereinigten Staaten verläßt und sich nach Amerikas südlicher Hemisphäre wendet, so findet man sich innerhalb dreier Tage in eine ganz neue Welt versetzt. Auf Cuba begegnet uns diese neue Welt zuerst. Himmel und Erde, Menschen, Sprache, Gesetze, Sitten, Bauart, Alles ist neu, und der erfrischende Eindruck dieses plötzlichen Scenenwechsels ist unbeschreiblich, wenn auch nicht Alles daran gut zu nennen ist.

Es ist die Natur, die herrschende Bevölkerung und die Sprache Südamerikas, die uns auf Cuba begegnet, es ist die Region der Palmen, die Sonne des Wendekreises, die Sprache und die Oberherrschaft Spaniens. Die Hälfte von Amerika gehört der anglo-germanischen und normännischen Volksrace, die andere Hälfte der romanischen. In der erstern herrscht der Protestantismus, in der letztern der Katholicismus. Aber auf Cuba, dieser

herrlichen Oase zwischen den beiden Welthälften, mitten in dem salzigen Meer, scheinen sich beide Racen begegnen zu sollen — ob zum Kampf oder zu einer friedlichen Vereinigung, läßt sich noch nicht bestimmen.

Cuba ist zu dieser Stunde ein Zankapfel zwischen zwei stolzen Herrscherinnen, und noch ist kein Paris aufgetreten, um den Streit zu schlichten.

Cuba ist auch ein Schlachtfeld für die Mächte des Lichts und der Finsterniß, und selten wird man beide auf Erden einander so nahe und in so scharfen Contrasten gegenüber stehen sehen.

Auf der Nachtseite steht der Staat und die Kirche; der Staat mit seiner Regierung voll Gewalt und Despotismus, die von Spanien aus blind die ferngelegene Colonie durch Abgesandte regiert, über welche das Mutterland nicht wachen kann, und die den Eingeborenen alle Rechte, sich selbst zu regieren, versagt; die Kirche, die blos in prunkenden Ceremonien lebt und alles geistige religiöse Leben entbehrt. Auf der Nachtseite steht vor allem die Sklaverei, die auf Cuba in ihrer rohesten Form auftritt, und der Sklavenhandel mit Afrika, der tagtäglich, wenn auch nicht gerade öffentlich, getrieben wird. Die Regierung auf der Insel nimmt Bestechungen von den Sklavenhändlern an und schließt dafür die Augen für die Tausende von Sklaven, welche jährlich auf die Insel gebracht werden. Ja, man behauptet sogar, die Regierung sehe es nicht ungern, daß die Insel mit wilden Afrikanern angefüllt werde, weil die Furcht vor deren ungezügelten Kraft (wenn sie einstmals entfesselt werden sollte) die Creolen von der Empörung gegen eine Regierung abhält, die sie nothwendig hassen müssen. Die Regierung unterdrückt die Sklavenbesitzer und diese unterdrücken die Sklaven und kennen außer Peitsche und Fesseln kein Mittel, sie zu bezwingen. Der Zuckerplantagenbesitzer behandelt nicht selten seine Sklaven härter als Lastthiere, und fodert von ihnen mehr Arbeit, als die mensch-

liche Natur ertragen kann. In den Festungsmauern der „Bohea" leben die Sklaven wie das Vieh. Es wird ihnen nichts vom Erlöser gepredigt und die einzigen Genüsse, die ihnen gestattet werden — und zwar oft kaum im knappsten Maße — sind die der Thiere. Wilde Aufstände haben bisweilen von der Gräßlichkeit der Unterdrückung und von dem wilden Muthe und der Kraft der Neger gezeugt. Allein öfters sterben die Sklaven, ohne einen Ruf zu erheben zu wagen oder eine Hand zur Vertheidigung oder Anklage zu erheben; oft endigen sie in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft ihr Schmerzenleben mit eigener Hand, indem sie glauben, daß sie sogleich nach ihrem Tod in ihrem Heimatlande wieder auferstehen werden. Die Regierung und der Zustand auf Cuba ist in den Hauptzügen vom Palast des Gouverneurs bis zur Bohea der Sklaven eine Regierung der Gewalt und des Despotismus. Gerechtigkeit und Edelmuth finden sich wol bei einzelnen Personen, aber nicht im Allgemeinen. Es gibt Gesetze, die von einem hochgesinnten Geiste zeugen, aber sie werden umgangen, soviel es nur möglich ist.

Gegen die Nachtseite des Lebens auf Cuba bildet die Tagseite den stärksten Gegensatz. Da ist der Himmel der Tropen, so mild wie der Blick eines Engels; da ist die Sonne so rein und klar wie die reinsten Töne der Musik; da ist die Luft, ein Athem, so süß, so rein, so voll von belebendem Leben, als ob er ganz frisch aus den Quellen des Lebens und der Liebe gekommen wäre, wie an jenem Schöpfungsmorgen, da Alles auf Erden jugendfrisch und gut war; da ist die eigentliche Naturwelt der Tropen, voll von wunderbaren Gewächsen und Scenen, diese Palmenwälder, in denen Unsterbliche lustwandeln sollten, diese Gärten, schön wie das Paradies, in denen der Kaffeestrauch und der Bananenbaum in seiner prächtigen Fülle wächst, und ein ewiges Blühen, eine ewige Fruchtbildung herrscht; diese stattlichen „Gua-

darajahs" von Königspalmen, die zu Triumphzügen für Könige und Königinnen gepflanzt zu sein scheinen, eine Schönheit der Luft und des Lebens, der Formen und der Farben, die unwillkürlich die Sinne entzückt, aber nicht mit Worten oder Farben, sondern blos durch Töne würde geschildert werden können. Und Cuba, die Königin der Antillen, ist eine Kalypso, schön in ihren Sünden, welche den Reisenden dermaßen fesselt, daß er, wie früher Telemach, um es zu verlassen, wol einen weisen Mentor nöthig hat, der ihn kopfüber ins Meer hinunterstößt. So fühle auch ich, während ich meine Trennung von der Zauberin von Woche zu Woche aufschiebe, außerdem noch zurückgehalten durch die liebenswürdige Gastfreundschaft der Creolen und durch die Bekanntschaft mit einigen der edeln Menschen, die eine Zierde der Erde sind und auch der Sklaverei — wenigstens für den Augenblick — ihren Fluch zu nehmen vermögen. Unter diesen muß ich besonders zwei Frauen erwähnen — eine derselben ist von dänischen Aeltern geboren — die ich der mütterlichen Königin Dänemarks gern vorstellen möchte, denn sie sind Mütter in der höchsten und heiligsten Bedeutung dieses Wortes, Mütter für die Mutterlosen, die Fremden, die Sklaven, für jeden Bedürftigen.

Ich habe von dem Nachtleben der Neger auf Cuba gesprochen. Lassen mich Eure Majestät nun auch Etwas von ihrem Lichtleben sprechen, denn dieses gehört wesentlich zu der Tagseite des cubanischen Lebens.

Cuba ist die Hölle und zugleich das Paradies der Neger. Spaniens Gesetze in Bezug auf die Sklaven, entstanden unter dem Einfluß von milden und edeln Persönlichkeiten, wie der spanische Geistliche Las Casas, sind mild und begünstigen ihre Befreiung. Und wenn sie befolgt würden, dann gäbe es unter Spaniens Herrschaft keinen ganz unglücklichen Menschen, weil es dann keinen hoffnungslosen Sklaven gäbe. Aber wo das Institut der Sklaverei herrscht, da wird das Gesetz stets

zu ohnmächtig sein, um sich Geltung zu verschaffen. Inzwischen gibt es doch einige Punkte, in denen die spanischen Gesetze für die Befreiung der Sklaven sich wirklich Geltung verschaffen, und zwar deshalb, weil Spanien Richter und Gerichtshöfe eingesetzt hat, die darüber wachen und an welche sich die Sklaven wenden können.

In Gemäßheit dieser Gesetze darf ein Sklave sich für die vom Gesetz festgestellte Summe von fünfhundert Pesos (Dollars) aus der Sklaverei loskaufen. Kein Sklavenbesitzer hat das Recht, einem Sklaven die Freiheit zu verweigern, sobald derselbe dieses Lösegeld für sich bezahlt. Und man muß anerkennen, daß mancher Sklavenbesitzer mild und gerecht genug ist, seinen Sklaven die Freiheit für eine weit geringere Summe zu geben. Würde ein Sklavenbesitzer seinem Sklaven die Freiheit verweigern, die derselbe verlangt, so kann sich der Sklave an den Syndikus der Stadt oder des Districts wenden; dieser ernennt dann in Gemeinschaft mit dem Sklaven und mit dessen Gebieter ein Schiedsgericht von drei Personen, welche die Parteien zu vergleichen haben.

Nach den spanischen Freiheitsgesetzen hat eine Mutter das Recht, ihr Kind vor dessen Geburt für funfzehn Pesos aus der Sklaverei loszukaufen, nach dessen Geburt für den doppelten Preis. Doch soll dieses Gesetz nicht befolgt werden, außer wenn gutdenkende Sklavenbesitzer sich demselben freiwillig unterwerfen.

Das spanische Gesetz gewährt den Sklaven mehrfache Gelegenheit, sich Geld zu erwerben, sodaß ihnen der Augenblick ihrer Freiheit beständig wie ein Stern von Bethlehem auf ihrem Wege durch die Wüste leuchten kann. Dies gilt besonders von den Sklaven in den Städten. Auf den Plantagen und in der Bohea werden sie nicht leicht von dem Stern der Befreiung hören und noch weniger denselben finden. Doch geschieht es auch dort zuweilen.

Diese Freiheitsgesetze haben indessen die Folge gehabt, daß von Cubas Negerbevölkerung an fast 500,000 Seelen — beinahe die Hälfte von der Bevölkerung der ganzen Insel — ziemlich der dritte Theil aus freien Negern besteht. Und der freie Neger auf Cuba ist das glücklichste Geschöpf auf der Welt. Von den Gesetzen des Landes ist er geschützt gegen die Gewaltthätigkeiten und Angriffe, die ihm in seinem Vaterlande fortwährend von feindlichen Stämmen drohen. Für eine geringe Abgabe wird er Besitzer von einigen Tonnen Land. Darauf baut er seine Hütte von Palmenzweigen und Palmenlaub. Um diese herum pflanzt er die Bäume und Wurzelfrüchte seines Vaterlandes und das goldene Korn. Der Boden trägt bei geringer Cultur Alles, was er bedarf. Er braucht nur wenig zu arbeiten und kann viel ruhen und viel genießen. Die Sonne gibt ihm Feuer und macht ihm die Kleidung — bei dem größern Theil seines Körpers — unnöthig; die Cocospalme gibt ihm Milch, der Platanenbaum Brot, die Königspalme ernährt seine Schweine und Hühner, das Feld gibt ihm Zuckerrohr und die wilden Bäume des Waldes bieten ihm ihre mannichfaltigen Früchte dar. Die afrikanische Trommel mit ihrem muntern Leben, Afrikas wilde Tänze und Gesänge sind ihm hier gestattet. Er lebt hier wirklich ein Dasein wie in Kanaan und würde um keinen Preis nach Afrika zurückkehren. Er ist glücklich.

Ich bekenne Eurer Majestät, daß es mir überraschend und — schmerzlich gewesen ist, zu bemerken, daß die Vereinigten Staaten Amerikas in Bezug auf Gerechtigkeit und Freiheitssinn bei der Sklavengesetzgebung so weit nachstehen. Es fällt mir schwer zu erklären, wie der Edelmuth und Nationalstolz des Volkes sich in Bezug auf diese Gesetze von einer Nation übertreffen lassen kann, welche es in humanistischer Bildung so tief unter sich glaubt und die auch wirklich in vielfacher Beziehung so tief unter ihm steht. Die Spanier auf Cuba haben

nicht ganz unrecht, wenn sie in dieser Beziehung auf die Amerikaner herabblicken und sie — wie ich selbst gehört habe — „Barbaren“ nennen.

Auf Cuba sind gegenwärtig vielleicht mehr glückliche schwarze als weiße Menschen. Der Sklavenbesitzer ist nicht glücklich. Für ihn wehen die Palmen nicht, ihn umschmeichelt nicht die liebliche Luft, für ihn erglänzt dieser klare milde Himmel nicht; zwischen ihm und aller Herrlichkeit der Natur steht die Bohea und die Zuckermühle mit den Negersklaven, die ihn fürchten und die er fürchtet. Cubas milder Himmel gibt ihm keine Ruhe, er sieht das Damoklesschwert stets über seinem Haupte hängen und die Zukunft erscheint ihm dunkel. Darum ist sein Dichten und Trachten auch nur, soviel Geld als möglich zusammenzubringen und so schnell als möglich von Cubas Boden reich zu werden und dann — Cuba für immer zu verlassen.

Wenn ich an diese schöne Insel, an diese herrliche Natur, an diese reichen Hülfsquellen denke, so kann ich nicht unterlassen, sie in meinen Gedanken in Das zu verwandeln, was sie sein sollte und wozu sie nach dem Zweck des Schöpfers bestimmt ist, ja, nicht allein diese Insel, sondern alle die schönen Inseln, welche Gott mit freigebiger Hand im Südmeere ausgestreut hat, wie Juwelen auf dessen Wellenmantel.

Unter diesen Inseln stehen als Repräsentanten für alle Drei am höchsten in Schönheit, Größe und Reichthum da: Cuba, San-Domingo uud Ceylon. Aber gegenwärtig will ich von Cuba, der Königin der Antillen, sprechen.

Ich sehe sie bereits gelöst von ihren Fesseln und frei von Sklaven, ich sehe sie gekrönt von ihren Palmen und ihren hohen Bergeszinnen, gleichsam neugeboren aus den Wogen des Meeres, umschmeichelt von diesen und von unsterblichen Zephyren, ein neus Eden, eine Heimat für ein ewiges Frühlingsleben, ein goldener Kelch der Gesundheit, zu

welchem die Kinder aller Welttheile wallfahrten und daraus neues Leben trinken und neue Offenbarungen über den Reichthum des Schöpfers und über die Wohnungen der Seligen im großen Vaterhause schöpfen können. Dort sollen sie wandeln in Bananen- und Orangenwäldern, die paradiesisch süßen Früchte genießend oder sich in Schaukelstühlen wiegend auf den Höhen sitzen, wo die Palmen wehen, umtanzt von den Lüften, die der Ocean sendet, voll von Leben der Verjüngung, so sitzend und athmend und schauend und fühlend und denkend, wie schön die Schöpfung ist. Die Sonne geht in milder Herrlichkeit unter; glänzende Cucullos durchfliegen die Luft und bedecken die Wipfel der Bäume mit blitzenden Juwelen; die Luft ist erfüllt von der Musik cubanischer Contretänze und spanischer Seguidillas, der muntere Takt der afrikanischen Trommeln erschallt im Hintergrunde und das südliche Kreuz erhebt sich aus der dunkeln Nacht langsam über den Horizont. Es ist Nacht. Aber hier braucht Niemand die Nacht zu fürchten. Sie hat keine Kälte und keinen Thau. Die Nacht im Paradiese konnte nicht unschuldiger sein als die auf Cuba. Die Schwachen und die Kranken sollten hierher kommen und heilkräftiges Leben einathmen. Die Alten sollten hierher kommen, um sich einer ewigen Jugend zu erinnern, die Niedergeschlagenen und Bedrückten, um neue Hoffnungen zu schöpfen. Junge Gatten sollten hierher kommen, um zu lernen, daß das Leben ein fortwährendes Blühen und Früchtetragen sein kann, ohne Herbst und ohne Winter. Der Philosoph sollte hierher kommen, um seinen Blick über das unendliche Reich der Menschheit und der Schöpfung erweitern zu lassen. Der Dichter und der Künstler sollten hierher kommen, um neue Schönheitsformen, neue Gruppirungen des Edeln und Anziehenden in der Form und in der Farbe zu studiren. Der Staatsmann sollte hierher kommen, um seinen Glauben an die Ideale des Lebens und an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung

zu stärken. Und dieses neue Reich der Schönheit und Güte auf Erden sollte von einer Königin regiert werden, von einer Beherrscherin des Herzens wie des Staats, welcher alle Herzen und alles Volk, schwarz und weiß, roth, olivenfarbig und gelb, freiwillig ihre Huldigungen darbringen — von einer Königin, so gut und so schön wie Eure Majestät!

Charleston in Südcarolina, im Mai 1851.

Es ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo ich diesen Brief an Eure Majestät beendige, den ich unter dem südlichen Himmel begonnen habe. Ich sehe nicht mehr das unaussprechlich milde Licht dieses Südens, nicht mehr seine wehenden Palmen; aber ich sehe vor mir ein großes wachsendes Volksleben, eine „Guardarajah" von Staaten, wie die Palmen in die Höhe wachsend. In Amerikas südlicher Hälfte ist die Natur die größte Dichterin, in der nördlichen Hälfte — — — der Mensch!

Gleichwol ist es noch immer der Süden, wo ich schreibe, und zwar einer der Sklavenstaaten von Nordamerika.

Es ist im Monat Mai, und die üppige, aber weiche und fast kränkliche Schönheit Südcarolinas steht in ihrer vollsten Blüte. Sie sind doch herrlich, diese ungeheuren Lebenseichen mit ihren langen herabhängenden Moosranken, die den Wald in einen gothischen Naturtempel verwandeln, und diese Magnolienbäume mit ihren großen schneeweißen Blüten und diese Wohlgerüche, welche die weiche milde Luft erfüllen!

Die Gesänge der Negersklaven vom Flusse her, auf welchem sie nach Hause fahren, nachdem sie ihre Waaren in der Stadt verkauft haben, dringen zu dieser Stunde in die mutterwarme, schöne Heimat, aus welcher ich Eurer Majestät zu schreiben die Freude habe und in wel-

cher ich mich dem guten Dänemark gewissermaßen nahe fühle, denn die Hausmutter darin ist eine Dänin, aus der dänischen Familie Monefeldt, und wohl werth, der Königin Dänemarks vorgestellt zu werden, sowol wegen ihrer Liebe zu ihrem Vaterlande, als wegen ihrer schönen mütterlichen Empfindung gegen Schwarze und Weiße, wodurch sich diese edle dänische Frau auszeichnet.

Ich habe früher die Sklaverei das Unglück der südlichen Staaten genannt. Ich würde zu dieser Stunde bereit sein, sie das Glück dieser Staaten zu nennen, wenn sie nämlich zu dieser Stunde das Unglück, den „Fluch" von sich zu nehmen und in Segen verwandeln wollten. Und das können sie, daran ist kein Zweifel. Die Kohle soll Mutter des Diamanten sein, sagt man. In der Sklaverei besitzen die südlichen Staaten die Kohle zu einem Diamanten — was sage ich — zu einem Diadem von Juwelen, würdig einer neuen Königin des Südens, stattlicher als Die, welche zum König Salomo kam.

Nachdem ich auf Cuba die Neger in ihrem wilden ursprünglichen Zustand gesehen, ihre Tänze kennen gelernt, ihre Gesänge gehört habe und sie mit Dem vergleichen kann, was sie in den Vereinigten Staaten, da, wo sie sich am besten befinden, sind; so ist es mir nicht mehr möglich, den wohlthätigen Einfluß der anglo-amerikanischen Cultur auf die Negerrace und die große Mission zu bezweifeln, welche Amerika bei der Bevölkerung Afrikas auszuführen berufen ist, gerade durch das Volk, welches sie zuerst versklavt hat und welches sie einst in doppelter Bedeutung freimachen wird. Der saure Holzapfel ist unserm edeln schönen Calville nicht unähnlicher, als der wilde Gesang der Afrikaner dem christlichen Gesang der Neger in den Vereinigten Staaten ist, mag der Neger Hymnen singen oder fröhliche Negerlieder, die er selbst gedichtet hat. Und diese Vergleichung gilt in Bezug auf sein ganzes Leben und seine ganze Welt. Es liegt viel, sehr viel zwischen der schneidenden Improvisation

der Neger auf Cuba und den begeisterten und begeisternden Predigten vom Erlöser und seinem Reich voller Licht und Freude, welche ich von Negern in Südcarolina, Georgia, Maryland und Louisiana extemporiren gehört habe. Und tief und thierisch ist das regellose Leben und der Sinnenrausch bei den Tänzen und bei den trommelnden lärmenden Festen der wilden Neger im Vergleich mit dem Leben und dem geistigen Rausch in dem Gesang, dem Gebet und der religiösen Freude, die man bei den hiesigen religiösen Festen der Neger wahrnimmt. Wie wild und leer ist der Ausdruck in dem Blick der Erstern im Vergleich mit dem Strahl in dem Blick der Letztern, wenn ihnen das lichte Leben des Christenthums klar und lebendig gepredigt wird.

Dies geschieht auch in den Sklavenstaaten Nordamerikas in immer weiter ausgedehnten Kreisen, besonders in den östlichen Staaten von Virginien an bis nach Südcarolina und Georgia. Vorzugsweise schien mir der letztgenannte junge Staat von einem edeln jugendfrischen Freiheitssinn belebt zu sein. Und immer allgemeiner wird es, daß Neger selbst als religiöse Führer ihres Volkes auftreten und daß Kirchen für sie erbaut werden. In den südlichen Staaten dagegen ist das christliche Leben nur wenig geweckt und der Zustand der Neger auf den Plantagen ist oft ebenso düster in Bezug auf ihr geistiges wie auf ihr körperliches Leben. Aber — daran ist doch kein Zweifel — das Licht schreitet vorwärts; edelsinnige Christen bahnen den Strahlen desselben den Weg und bald wird den Sklaven das Evangelium auch in den sumpfigen Wildnissen des Mississippi und an den fernen Ufern der rothen Flüsse gepredigt werden.

Das **Evangelium** schreitet vorwärts, die Kirche Christi breitet ihre Arme aus und die Pforten des Sklavengefängnisses werden vor ihr in allen Sklavenstaaten Amerikas aufspringen. Alles, was man gegenwärtig von ihnen als von christlichen Staaten mit Recht fodern

kann, ist, daß das Evangelium ungehindert vorwärts schreiten darf, daß das Gesetz dem Evangelium auf dem Fuße nachfolgt und daß die Sklavengesetze der Vereinigten Staaten die Freiheitsgesetze in sich aufnehmen, welche gegenwärtig Spanien vor ihnen voraus hat.

Würden die Gesetze der südlichen Staaten, wie die Spaniens, dem Sklaven und der Sklavin gestatten, sich durch Arbeit die Freiheit zu erwerben; würden sie ihnen die Aussicht öffnen, sich und ihre Kinder für einen gewissen, vom Gesetz bestimmten, billigen Preis loszukaufen, und würden Richter bestellt, die über die Rechte der schwarzen Bevölkerung zu wachen haben; — würden sie außerdem ihr Volksschulensystem großherzig auf die Kinder der Neger ausdehnen — möchte es auch in abgesonderten Schulen sein — und kühn weiter ausbilden, was sich daraus ergeben würde, so könnte man den südlichen Staaten Amerikas sicher eine große Zukunft prophezeien, weil sie ein Werk ausführen würden, das sie berechtigte, die Dankbarkeit zweier Welttheile anzunehmen und die Bewunderung der ganzen Welt zu beanspruchen — ein Werk, welches augenscheinlich in den Plänen der Vorsehung liegt und welches bereits die besten und edelsten Bürger der Sklavenstaaten — obgleich meines Wissens nicht öffentlich — als Amerikas Aufgabe bezeichnen.

Die Colonisation und die Bekehrung Afrikas zum Christenthum durch die befreiten Negersklaven Amerikas ist dieses Werk, bereits begonnen durch die auf der afrikanischen Küste angelegte Negercolonie Liberia und mit jedem Jahre zunehmend durch die Beiträge der nördlichen wie der südlichen freien Staaten und durch die Aufopferungen von Privatpersonen.

In der Anordnung und Erweiterung dieser Colonie*)

*) Einige Sklavenstaaten, unter ihnen die ältesten, Virginia und Maryland, haben keine unbedeutenden Beiträge von Seiten

haben sich die nördlichen wie die südlichen Staaten als eine edle Nation mit einem Herzen und einer Seele bewiesen. In diesem Punkte reichen sie einander die Hand zur Versöhnung in dem großen Kampf zwischen Beiden.

Ich muß jedoch bekennen, daß mir dieses Werk nur ein Theil von Dem zu sein scheint, was die Staaten des Südens ausrichten können. Die Staaten würden ohne Negerbevölkerung sehr viel von ihrem malerischen und eigenthümlichen Leben verlieren. Auch würden sie die Arbeit der Neger nicht entbehren können. Reis, Baumwolle und Zucker kann — wie man sagt — blos durch Neger gebaut werden, für welche die Glut der Sonne eine Gewohnheit und eine Wollust ist. Wo die Weißen von der Hitze und von den Miasmen, welche dieselbe dem Erdboden entlockt, ohne Rettung sterben, da befinden sich die Schwarzen wohl, gedeihen und vermehren sich oder leiden nur unbedeutend durch die klimatischen Fieber. Wenn das Verhältniß zwischen den Weißen und Schwarzen gut ist, so sieht man diese beiden Racen, weit davon entfernt, in einem feindlichen Verhältniß zu stehen, einander lieben und zueinander hingezogen, indem sie ihre gegenseitigen Mängel ausgleichen und dadurch ihre Natur vervollständigen. Der gutmüthige fröhliche Neger liebt den ernsten, verständigen weißen Mann und läßt sich von diesem leiten; der Weiße liebt den gutmüthigen Schwarzen und läßt sich gern von demselben warten und pflegen.

Ich sage nichts Anderes, als was edle und denkende Männer in den Sklavenstaaten ebenfalls gesagt haben,

---

des Staates zur Colonisation freier Neger in Afrika bewilligt und alljährlich gehen von Baltimore in Maryland und von Savannah in Georgia ein oder zwei Dampfschiffe mit schwarzen Auswanderern nach Liberia ab, durch allgemeine und Privatunterstützungen mit Allem ausgerüstet, was sie zu ihrer Colonisation bedürfen. Jede kirchliche Gesellschaft sorgt namentlich für die ihr angehörigen Mitglieder.

wenn ich gegen Eure Majestät die Ueberzeugung ausspreche, daß die edelste — weil die schwerste — Aufgabe der Zukunft in den Sklavenstaaten darin besteht, einen Theil ihrer Sklavenbevölkerung in freie Arbeiter zu verwandeln. Ich sage einen Theil, denn es ist klar, daß nur ein Theil der Neger dazu taugen wird, frei in Amerika zurückzubleiben. Der Theil derselben, welcher nach Afrika übersiedeln will, mag nach Afrika gehen; der Theil dagegen, welcher an den Boden und an die Bevölkerung Amerikas gefesselt ist und sich dessen Cultur und Fleiß anzueignen vermag, muß in den südlichen Staaten zurückbleiben, in denen er geboren ist, in die er durch Natur, Gewohnheit und Herz gehört und in denen er noch weit mehr als gegenwärtig durch sein Leben und seine Thätigkeit auf den Plantagen und in den Städten, durch seine religiösen Feste und durch seine fröhlichen Gesänge und Tänze das farbenreiche romantische Leben in diesen von der Sonne geliebten Ländern erhöhen wird.

Nach Dem, was ich von dem günstigen Verhältniß zwischen Weißen und Negern gesehen habe, glaube ich, daß viele der besten Köpfe und Hände unter den Negern lieber frei in Amerika zurückbleiben, als nach Afrika auswandern würden.

Der Reisende wird dann diese Gegenden mit einer Bewunderung besuchen, welche frei von niederdrückenden Gefühlen ist; denn sie werden vorwärts schreiten in sittlicher Schönheit und politischer Macht, und die amerikanische Union wird dann ohne Ausnahme Das werden, was sie sein zu wollen erklärt hat: — ein großer Freistaat, der die Segnungen der Freiheit über alle Völker der Erde verbreitet.

Es ist klar, daß eine solche Befreiung nicht mit einemmal, ja nicht einmal in mehren Jahrzehnden kommen kann. Mag sie aber auch hundert Jahre auf sich warten lassen, wenn wir gegenwärtig nur ihren Anfang

sehen, eine Morgendämmerung, welche den kommenden Tag verkündet.

Und Gott sei gelobt, diese Morgendämmerung fehlt nicht ganz und bricht auch zu dieser Stunde durch die nächtlichen Schatten, welche die letzten politischen Streitigkeiten zwischen den freien Staaten und den Sklavenstaaten über die Union hervorgerufen haben.

Ich habe vor Eurer Majestät die Thätigkeit der Colonisationsgesellschaften in den nördlichen wie in den südlichen Staaten als Beförderungsmittel der Befreiung Afrikas bereits erwähnt. Zu den Bewegungen, welche eine Emancipation der schwarzen Sklavenbevölkerung in Amerika bezwecken, rechne ich auch den öffentlichen Vorschlag des edeln und patriotischen Staatsmanns, Herrn Clay, zu einem Gesetz, durch welches die Kinder aller Negersklaven, die nach einem gewissen Jahre geboren worden sind (ich glaube nach dem Jahre 1850) frei sein sollen — einen Vorschlag, der jedoch bei den weniger großen Staatsmännern keinen Beifall fand — und außerdem die Versuche einiger edeldenkenden Privatpersonen zur Erziehung und Befreiung ihrer Sklaven.

Unter diesen Versuchen ist vor allem einer, auf den ich den Blick Eurer Majestät zu richten wünsche, weil er von dem weiblichen und mütterlichen Element im Staate ausgeht und weil er dem Senfkorn gleicht, welches, obwol es nur ein Samenkorn ist, doch zu einem großen Baum heranwachsen und seinen Schatten weit umher im Lande verbreiten kann.

Es gibt in den Sklavenstaaten mehre junge Mädchen, Töchter und Schwestern von Plantagenbesitzern, die sich nicht für zu groß erachten, die Kinder der Sklaven auf den Plantagen selbst zu unterrichten und sie beten, denken und arbeiten zu lehren. Sie bezeugen einen hohen Grad von Fassungsgabe und Lernbegierde bei den Negerkindern, besonders wenn der Unterricht auf eine lebendige

und heitere Weise, durch Erzählungen oder Bilder zu ihnen gebracht wird.

Wenn die jungen Mädchen der südlichen Staaten diesem guten Beispiel allgemeiner folgen wollten, so würden sie noch mehr als die Gesetze das Werk einer glücklichen Befreiung vorbereiten können. Denn die Befreiung der Sklaven würde weder für die schwarze noch für die weiße Bevölkerung Schaden haben, wenn zuvor die Kinder der Sklaven von der Liebe erzogen und an Gottesfurcht, Ordnung und Arbeit gewöhnt worden sind. Und ich theile vollkommen die Ansicht eines sehr verständigen Mannes, „daß die Möglichkeit einer künftigen Aufhebung der Sklaverei in diesem Lande mehr in der Gewalt der Frauen als der Männer liegt.“

„Die jungen Mütter der Menschheit“ habe ich diese jungen Lehrerinnen in den Staaten Neuenglands, diese Töchter der alten Pilger, genannt. Die jungen Frauen der südlichen Staaten haben den Beruf der Ausgleichung angewiesen erhalten, und dieser Beruf liegt ihnen so nahe und ist ihnen so natürlich, daß er ihnen von Gott dem Vater selbst angewiesen zu sein scheint.

Es ist ein allgemeiner Gebrauch auf den Plantagen im Süden, daß, während die Sklaven, Männer und Frauen, draußen im Felde auf der Arbeit sind, alle Kinder derselben an einem Orte unter der Aufsicht und Pflege einer oder zweier Frauen versammelt werden. Ich habe zuweilen einen Haufen von sechzig und siebzig oder mehr Kindern auf diese Weise versammelt gesehen, deren Wärterinnen ein paar alte Negerhexen waren, welche mit Rohrstöcken in den Händen die schwarzen Lämmer regierten, die sich mit dem unverkennbaren Ausdruck der Furcht und des Schreckens in Haufen zusammendrängten, wenn diese alte Hexen ihnen nahe traten und ihre Stöcke schwangen. Auf kleinern Plantagen, wo die Kinder geringer an Zahl und die Aufseherinnen mild sind, ist dieses Schauspiel nicht so abstoßend; allein es

erinnert stets an eine Heerde Schafe oder Schweine, welche blos gefüttert werden, um eine nützliche Nahrung zu geben. Und doch sind diese Wesen Menschen mit der Fähigkeit zur edelsten menschlichen Entwickelung ihrer Gefühle und Tugenden, Menschen mit unsterblichen Seelen!

Hier ist der Stoff zur Sonntagsschule bereits fertig. Aber wo sind die Lehrer, wo sind die Lehrerinnen? — Die Kinder werden am Morgen hierher getrieben, Morgens, Mittags und Abends gut gefüttert, dazwischen mit Drohungen und Züchtigungen versehen und Abends wieder heim in ihre Wohnungen getrieben. So geht es fort, bis sie zur Arbeit fähig sind und unter die Regierung der Peitsche gebracht werden können.

Wäre es von der Gattin, Tochter oder Schwester, wäre es von christlichen Frauen zuviel verlangt, daß dieselben ein mal oder zwei mal wöchentlich zu diesem schutzlosen, vernachlässigten Kinderhaufen herabsteigen, mit den Kindern von ihrem Vater im Himmel sprechen und sie das „Vaterunser" lehren sollen!

„Vater Unser!" — Wie ehrwürdig und wie schön, ein junges weißes Mädchen — sie würde einem Engel des Lichtes gleichen und hier auch in der That ein solcher sein — unter den schwarzen Kindern stehen und sie belehren zu sehen, das heilige allgemeine Gebet der Erde mit Verständniß zu sprechen!

„Vater Unser!" — Wenn nur erst dieses Gebet von Weißen und Schwarzen gemeinschaftlich gesprochen wird! Dann wird alles Andere zu seiner Zeit kommen, wie es der gute große Vater haben will.

Schön und ehrwürdig wäre es auch, wenn junge weiße Frauen die Kinder der Schwarzen im Gesang und im Tanz, wie sie Beides in ihrem Vaterlande zu thun pflegen, üben wollten und sie diese Lieder mit Chor lehrten, welche das Herz aller Gesänge bei den Kindern Afrikas zu sein scheinen. Leicht könnte man diesen Gesängen einen geistreichen Text geben.

Ich weiß ein Lied, das als Modell zu solchen Liedern dienen könnte. Es wurde von afrikanischen Frauen einem weißen Reisenden vorgesungen, welchem sie während einer stürmischen Nacht Herberge in ihrer Hütte gegeben hatten, und lautete folgendermaßen:

Der Sturm brüllt und der Regen strömt;
Der arme weiße Mann,
So schwach und so ermüdet,
Setzt sich an unsern Baum.
Ach, er hat keine Mutter,
Die Milch ihm geben kann;
Ach, er hat keine Hausfrau,
Die ihm sein Korn zerreibt!

Chor.

Habt Mitleid mit dem weißen Mann!
Denn er hat keine Mutter u. s. w.

Der Gesang aus Afrikas Mutterherzen könnte Amerika den besten Weg zur Bildung der Neger zeigen. Ein Volksgeist, der ein solches Lied hervorbringen kann, muß mit Achtung behandelt werden.

Schöner und würdiger für die jungen Töchter des Südens wäre diese Beschäftigung, als wenn sie ihre Tage in Müßiggang verbringen oder zu Besuchen oder nichtigen Zeitvertreiben verwenden, wie jetzt so viele thun. Doch ich kenne Einige, die dieses bessere Theil erwählt haben; und es werden sich noch mehre finden. Segen über sie! Mögen sie nur recht zahlreich werden! Und das große Werk der Befreiung wird in Ruhe und Schönheit vorwärts schreiten, wie von selbst!

Es ist in Europa sehr gewöhnlich, den Vereinigten Staaten Amerikas das Institut der Sklaverei wie eine Sünde gegen den Heiligen Geist zur Last zu legen, die ihrer Freiheit alle Wahrheit und allen Werth nimmt. Aber man vergißt dabei gewöhnlich, daß nur ein Theil dieser Staaten Sklaven hält und daß es England war, welches sie zuerst nöthigte, sich Sklaven zu halten. Mehre

von Amerikas jungen Colonien, darunter namentlich Virginia und Georgia, protestirten im Anfange auf die kräftigste und ernstlichste Weise gegen die Einführung der Sklaverei. England war damals das Mutterland und trieb Sklavenhandel; es bedurfte einen Markt für seine Sklaven und befahl den jungen amerikanischen Colonien, dieser Markt zu sein. Der Eigennutz der Plantagenbesitzer, das Klima und die Producte des südlichen Theils von Nordamerika kamen dazu. So entstand das Institut der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Gewohnheit, Klima, Producte und viele Ursachen, theils gute, theils böse, fahren fort, dieses Institut daselbst bis — auf Weiteres beizubehalten.

England entledigte sich in einer Periode neuerweckten großen Nationalbewußtseins und unter dem Einfluß von Männern wie Wilberforce der Sklaverei und machte seine Sklaven in den Colonien mit dem ungeheuern Opfer von zwei Millionen Pfund Sterling frei. Man sagt, diese Angelegenheit hätte mit mehr Weisheit abgemacht werden können. Aber schwerlich mit mehr Edelmuth. Amerikas Wilberforce erwarten wir noch immer.

Die Bevölkerung der südlichen Staaten ist sehr ererbittert auf die nördlichen Staaten und auf Europa, weil diese sich — wie die südlichen Staaten sagen — in ihre Privatangelegenheiten mischen und das Institut der Sklaverei auf eine Weise besprechen und behandeln, als hätten sie ein Recht zu dieser Einmischung.

Die amerikanische Union und die großen Zwecke, welche dieselbe ausgesprochen und zu deren Ausführung sie sich berufen erklärt hat, sind von so großer Wichtigkeit und von so unendlicher Bedeutung in den Augen aller freien Staaten, für das ganze Menschengeschlecht, für alle Völker der Erde, daß die letztern sich unwillkürlich für die Ausführung dieser Zwecke wie für Dinge,

welche sie selbst betreffen, interessiren müssen. Und sollten sie dieselben nicht in der That betreffen?

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben die Freiheit und die Rechte der Menschheit ausgesprochen. An diesem großen Freibriefe haben alle Menschen Theil.

„Die Maiblume" hieß das Schiff, welches die erste Colonie von freien Männern und Weibern, die auf Nordamerikas Boden die neue Staatsverfassung gründeten, aus der Alten Welt in die Neue Welt brachte. Die Maiblume war das Symbol der letzten Hoffnung für die Alte Welt. Die Staatsverfassung der Vereinigten Staaten wurde die Maiblume des Menschengeschlechts. Es will daher nicht dulden, daß sich ein Wurm in ihrem thaugefüllten Kelche mästet, daß ein Nidhögg ihre Wurzeln benagt. Und das ist verzeihlich.

Aber ich habe die Aufmerksamkeit Eurer Majestät mit diesem Blatte der Geschichte der Vereinigten Staaten allzu lange in Anspruch genommen und fürchte, daß mein Brief dadurch zu einer ungehörigen Länge angewachsen ist.

Ich kann jedoch diesen Bericht über das Leben in dieser Neuen Welt nicht beendigen, ohne Eurer Majestät einige Worte über das dasige häusliche Leben zu sagen. Denn es ist das amerikanische Haus, in welchem ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Amerika als Gast gelebt habe; in diesem Hause und im vertraulichen Zusammenleben mit den Bewohnern desselben habe ich das öffentliche Leben dieser Neuen Welt beobachtet und durchdacht; dort habe ich geliebt und gearbeitet, geruht und genossen; dem amerikanischen häuslichen Leben habe ich das Meiste und Beste von Dem zu danken, was ich gelernt und erlebt habe; das amerikanische häusliche Leben hat mir mehr als alle Schätze Californiens geschenkt, ein neues Leben für Herz und Seele.

Das Haus auf dem Boden der Neuen Welt ist Das, was das Haus in unserm alten Norden war und noch

heutzutage ist — ein heiliger Raum. Das amerikanische Haus will aber auch ein schöner Raum sein. Es umgibt sich gern mit grünen Plätzen, mit schönen Bäumen und Blumen. Das findet man auch in den Städten so. Schöner ausgeschmückte Wohnungen findet man nirgends auf der Erde. Und in dem Hause findet man Gottesfurcht, Sittlichkeit und gegenseitige Familienliebe. Das amerikanische Haus ist es, was den amerikanischen Staat befestigt und denselben stark in Gottesfurcht und in sittlichem Leben macht. Amerikas beste und edelste Männer in Washington sind von frommen Müttern in edeln und sittlichen häuslichen Kreisen erzogen worden.

Vielleicht ist Das, was das Haus in der Neuen Welt von dem der Alten Welt am meisten unterscheidet, die herrschende Gewalt des Weibes darin. Es ist Gesetz für den amerikanischen Mann, seine Hausfrau im Hause regieren zu lassen. Er beugt sich willig unter ihr Scepter, theils aus Liebe, theils in der Ueberzeugung, daß dies das Richtigste und Beste ist, theils aus ritterlicher Artigkeit gegen das schöne Geschlecht. Denn der Amerikaner glaubt, daß dem Weibe etwas Göttliches von höherer und feinerer Art inwohnt. Er liebt es, demselben zu gehorchen und sich in allen Fragen des innern Lebens an dasselbe zu wenden. Er liebt es, seine Ehehälfte im Leben höher als sich selbst zu schätzen. Die Frau, unbeschränkt, ihre Welt und ihr Wesen im Hause frei zu entwickeln, selten durch Widerspruch gehemmt, nie zu irgend Etwas gezwungen, bleibt gewöhnlich ihrer schönern Natur treu und regiert mild, häuslich und liebevoll. Und vom Südmeer bis zum Mississippi, von dem nördlichen Minnesota bis zum Wendekreise, habe ich im Westlande nirgend etwas Lieblicheres und der Vollkommenheit Näheres gesehen als das mütterliche Weib.

Ebenso wenig habe ich irgendwo auf der Erde Wesen von mehr thauähnlicher Frische und von schönerm,

ursprünglicherm und lebendigerm Leben gesehen als die jungen Mädchen Amerikas.

Außer dieser herrlichen Gruppe von schönen weiblichen Wesen gibt es — wie ich zugestehen muß — im Westlande einen Theil Frauen, die dem Ideal keineswegs entsprechen, zu welchem sie die neue Weltbildung bestimmt hat, Frauen, deren Gedankenlosigkeit, Leere, Eitelkeit und anspruchsvolles Wesen den Beobachter zuweilen stutzen läßt und auf die Frage bringt, in wiefern die große Freiheit, die dem jungen weiblichen Wesen hier sehr zeitig eingeräumt wird, der höhern Entwickelung ihres Wesens förderlich ist.

Die Bessern sehen die falsche Richtung bei einem Theile ihres Geschlechts und beklagen sie ernstlich. Ihres Vorbildes halber möchte ich diese Freiheit keineswegs beschränken, ihr aber ein höheres Ziel und mehr Bewußtsein geben. Was das Weib bedarf, ist nicht eine geringere, sondern vielmehr eine höhere Achtung gegen sich selbst und gegen ihren Beruf, ein höherer Begriff von dem menschlichen Werthe und Wirken, zu welchem sie bestimmt ist. Nur ein höheres Bewußtsein kann sie vor ihrer selbstsüchtigen Geringfügigkeit retten.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Bürgerin in den Staaten der Neuen Welt noch nicht vollständig erwacht ist. Wie in den Staaten der Alten Welt schlummert sie noch eingelullt von dem alten Wiegenlied und von der „kleinen Stimme", welche sie hindert, die große Stimme zu hören, und von der Schwachheit der Männer für das blos Angenehme und Reizende bei dem schönen Geschlecht.

In Folge dieses mangelnden Bewußtseins von einem höhern Beruf ist der Einfluß der Frauen im Hauswesen und bei der Kindererziehung im Allgemeinen noch weit von Dem entfernt, was er eigentlich sein sollte und was er auch in einem Lande sein muß, in welchem die Macht des Gewissens

und der innern Gesetze zehnfach und in demselben Maße verstärkt werden muß, als die äußern Gesetze den Willen und die Launen der Einzelnen nur wenig hemmen. Die Amerikanerin verheirathet sich jung, oft zu jung und kaum den Kinderjahren entwachsen; sie bekommt zeitig Kinder und zeigt ihre Mutterliebe oft ganz besonders dadurch, daß sie — — — ihre Kinder verzieht und alle Launen und Begierden derselben ebenso begünstigt, wie sie selbst in ihrem älterlichen Hause erzogen und begünstigt worden ist. Disciplin und Strenge überläßt sie der Schule, in welche das Kind zeitig kommt. Und die Schule thut, was sie kann; sie gibt dem äußern Menschen Kenntnisse und Dressur und läßt den innern Menschen ungefähr so, wie sie ihn aus den mütterlichen Händen empfangen hat.

Daher rührt — besonders in den Sklavenstaaten — diese Zügellosigkeit des Charakters und des Handelns, dieser Mangel an strengern Moralgesetzen und an Gewissenhaftigkeit, die man nicht ohne Grund dem amerikanischen Jüngling zum Vorwurf macht; daher rühren auch die Unordnungen, die hieraus für die Familie und den Staat entstehen*).

Die starken Frauen, die in Strenge und Liebe die Bürger erziehen, diese Frauen, welche Lykurgos heranbilden wollte, um seine Republik stark und groß zu machen, diese findet man hier nicht.

Dieser antike Typus der Stärke ist aber auch keineswegs der einzige nothwendige. Die Neue Welt kennt einen andern. Und sollte dieser allgemeiner werden, so würde das Weib in den Vereinigten Staaten Amerikas

*) Ich muß jedoch bekennen, daß mir diese Unordnungen, obwol sie hier viel Lärm machen, nicht schlimmer zu sein scheinen als diejenigen, welche — stiller, aber in größerer Menge — in den Staaten Europas vorkommen.

Das werden, was es werden kann, und den Einfluß üben, den es in seiner Gewalt hat, auf die Seelen der Kinder, auf die Männer, auf das gesellige Leben, auf die großen staatlichen Interessen — so würden die Vereinigten Staaten auch das Ideal eines Staates auf Erden werden.

Mehre ausgezeichnete und liebenswürdige Frauen in Nordamerika — darunter auch Quäkerfrauen — sind als edle Vorbilder ihres Geschlechts aufgetreten, und mehre Bewegungen in den freien Staaten haben in der neuern Zeit Zeugniß von einer beginnenden staatsbürgerlichen Gesinnung der Frauen gegeben. Möge diese Gesinnung zunehmen und tiefer werden, dann wage ich zu sagen, daß das amerikanische Weib als das schönste und am meisten vollendete Weib der Erde dastehen wird.

Würde ich Eurer Majestät die amerikanischen Frauen vorstellen, wie sie mir den Typus der Eva in der Neuen Welt am reinsten zu repräsentiren scheinen, so würde der Blick Eurer Majestät mit einem Gefühl der Befriedigung sowol hinsichtlich des Schönheitssinnes als des moralischen Gefühls auf ihnen ruhen. Ich sehe Eurer Majestät eigenes holdes Wesen Freude darin finden, verwandte Wesen zu erkennen, und glaube von Eurer Majestät Lippen das Urtheil zu hören:

— „Sie gleichen den liebenswürdigsten Frauen unsers Welttheils; ihre Anmuth im Benehmen ist nicht geringer als die Festigkeit ihrer Grundsätze. Aber sie haben vor den Frauen Europas Etwas voraus. Ihr Blick scheint mir eine größere Welt zu umfassen, ihre Intelligenz thätiger zu sein und ihr Herz groß genug, um die menschliche Gesellschaft in allen ihren Kreisen zu umfassen und zu erheben."

Vielleicht ist es blos gerecht, zu sagen, daß der Mensch in der Neuen Welt nicht *besser* ist als in der Alten; aber er steht auf einem günstigern Platze und genießt

Verhältnisse, die eine freie, tüchtige Entwickelung begünstigen. Er kann als Individuum und als Ganzes — vollkommener werden. Denn jede einzelne Größe kann hier Gesammteigenthum werden.

Aber es wird Zeit für mich, zu schließen und ich muß bereits fürchten, Eure Majestät durch die Länge meines Briefes ermüdet zu haben. Das Interesse des Stoffs und das Interesse, welches Eure Majestät dafür ausgesprochen haben, möge meine Entschuldigung sein!

In kurzer Zeit verlasse ich den Süden. Groß ist dessen Zauberkraft, aber nach dem Norden steht jetzt mein Sinn. Kräftiger wächst auf dessen Granitfelsen der Baum der Freiheit, und der Staat daselbst gleicht unserm alten, ewig jungen und grünenden Ygdrasil, der an jedem Morgen von den Händen der Nornen aus dem Urdabrunnen begossen wird und der Heimat der Sonne immer näher wächst. So in den nördlichen Staaten Amerikas, so auch in unserm skandinavischen Norden. Aber was unser Norden besitzt und was Amerika nicht hat, das ist die Vorzeit, voll von Gesängen und Sagen, voll von herrlicher Weissagung und Symbolik, von Göttern und Helden, welche Skandinavien ein so großes, so eigenthümliches und so romantisches Leben gibt. Es ist diese Zukunft, es ist dessen Bedeutung für die Gegenwart, dessen Leben in unserer Natur und unser Alltagsleben, das mich wieder in mein Heimatland zurückzieht, ebenso gewaltig wie die Stimme meiner Mutter.

Ein Besuch in dem mir so theuern Kopenhagen steht wie ein Lichtpunkt auf meiner Rückreise nach Schweden vor meinem Blick, und noch in diesem Herbst hoffe ich Dänemarks heitere Hauptstadt zu begrüßen.

Glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich dort Dänemarks schöne und gütige Königin noch einmal sehen und ihr strahlendes Bild in das Heiligthum meines Herzens

aufnehmen kann, um es daselbst als einen seiner theuersten Schätze aufzubewahren.

Eurer Majestät Güte macht mich kühn genug, dies zu hoffen, und im Vertrauen auf diese Güte wage ich auch, unter den Vielen, welche Eure Majestät lieben, um ein Plätzchen in der Erinnerung Eurer Majestät zu bitten.

Neununddreißigster Brief.

Savannah, Georgia, 13. Mai 1851.

Ich habe die Insel der Sonne und der Palmen verlassen und befinde mich wieder auf dem festen Lande. Am 3. Mai ging ich am Bord des schönen, aber theuern Dampfschiffes „the Isabel“.

Der letzte Anblick, den mir die Königin der Antillen gewährte, zeigte mir dieselbe von den dunkeln Wolken eines aufsteigenden Gewitters umhüllt. Das Meer ging hoch und das Fahrzeug schaukelte stark, das Morrolicht leuchtete wie eine Brandfackel bei jeder aufsteigenden Welle, um sich wieder zu verbergen, wenn das Fahrzeug in den Busen der Wogen zurücksank. Das schöne helle Licht, das mich an den Abenden und in den Nächten Cubas so oft erheitert hat, erschien mir jetzt bei dem aufsteigenden Gewitter und in der dunkeln Nacht wie ein Unglückszeichen, das an dem stürmischen Horizont hervorleuchtete. Tages vorher war eine Sonnenfinsterniß und um die Sonne herum war ein großer schwarzer Ring. Diese Zeichen scheinen mir prophetisch zu sein. Denn die innern Zustände auf Cuba, der Despotismus der Regierung, ihre Feilheit und Habsucht, die bittere Unzufriedenheit der Creolen, die Lage der Negersklaven, der

fortgesetzte Sklavenhandel, der alljährlich die Insel mit Tausenden wilder Afrikaner bevölkert, — dazu die lüsternen Blicke Amerikas auf diese neue Helena — dies Alles deutet auf eine stürmische Zukunft hin und — vielleicht — auf eine entsetzliche, blutige Krisis! Möge ich falsch prophezeit haben!

Ach, diese schöne Insel mit ihren lieblichen Lüften, ihren herrlichen Bäumen, ihren schönen Abenden, ihrem ewigen Sommer — ich werde sie stets lieben wie eine der schönsten Schöpfungen Gottes, ich werde stets dankbar dafür sein, daß ich sie gesehen und durch sie einen neuen Himmel und eine neue Erde besser verstehen gelernt habe.

Mein besonderer Wunsch und meine Hoffnung ist, daß Cuba eines Tages auf friedliche Weise den Vereinigten Staaten zufällt. Erst wenn diese letztern auch die Welt des Wendekreises in sich aufgenommen und ihr Reich von Staaten dahin erstreckt haben, erst dann wird ein Universalreich daraus, wie es werden soll. Cuba in anglo-amerikanischen Händen wird bald den Sklavenhandel aufheben; das Evangelium wird den Sklaven gepredigt werden; die Festungsmauern der Bohea verwandeln sich dann in reizende amerikanische Sklavendörfer, und vielleicht werden Spaniens edle Gesetze zum Vortheil der Sklaven der Gesetzgebung der Union einverleibt, wenn Cuba ein Theil der Union geworden ist.

Ich kam am Morgen des 11. Mai im hellsten Sonnenschein nach Charleston. Aber noch kam mir das Sonnenlicht fortwährend wie Mondschein oder wie umwölkter Sonnenschein vor. So düster und glanzlos erschien mir das Licht auf Charlestons Mauern und Dächern oder unter seinen belaubten Bäumen nach der Sonnenpracht und dem Glanz, an welche ich mich auf Cuba gewöhnt habe.

Aber wie innig war ich erfreut, Mrs. Howland und ihre Familie wieder zu sehen und mit ihnen von Cuba

zu sprechen und mit ihnen in Freude und Ruhe einen ganzen schönen Tag zu verleben!

Und doch war mein Sinn gegenwärtig nicht auf Ruhe und Stille gerichtet; ich war auf neue Abenteuer und auf neue Reisen begierig. Ich wollte gern Florida sehen und überredete meine gute Mrs. Howland leicht, an dieser Reise theilzunehmen, von der ich überzeugt war, daß sie ihr Vergnügen machen würde, ebenso wie es mir groses Vergnügen gewährte, mit ihr zusammen zu reisen.

Ein Entschluß mußte bald gefaßt werden. Am nächsten Tage ging ein Dampfschiff nach Savannah ab, und dort sollte ich mit der Familie Mac-Intosh zusammentreffen und mit dieser nach einer Verabredung des verflossenen Jahres eine Reise nach Florida auf dem schönen Fluß St.-John unternehmen.

Gesagt und gethan. Der nächste Morgen sah Mrs. Howland und mich am Bord des Dampfschiffes, das nach Savannah bestimmt war. Es war ein wunderschöner Maimorgen und dort am Strand, gerade als ich abreisen wollte, stand Mrs. Holbrook mit einem Blumenstrauß, und einige andere Freunde. Wie freundlich und wie angenehm!

Und nun bin ich nach einer eintägigen Lustfahrt auf dem Flusse wieder in der Stadt im Grünen, wieder unter alten Freunden, die gütig, freundlich und gastfrei wie früher sind, Mr. und Mrs. Tafft, Mrs. Burrows und Andere, und Alle versichern, daß ich verjüngt, „wonderfully improved“ sei, und schreiben dies Amerika zu. Aber ich weiß es besser und sage Allen, daß sie nach Cuba reisen müßten, wenn sie verjüngt werden wollten.

Die Familie Mac-Intosh fand ich in tiefem Schmerz um eine geliebte Tochter und Schwester, welche sie im vergangenen Herbst verloren hatten. Aber der alte ehrenwerthe Vater, der Colonel Mac-Intosh, und seine jüngste

Tochter, ein gemüthreiches und lady-like junges Mädchen werden uns nach Florida begleiten, wo sie den ältesten Sohn der Familie besuchen wollen, der daselbst ansässig und verheirathet ist. Auf dem Rückwege werde ich die Plantage eines gewissen Mr. Cooper am Altamahafluß besuchen, wo ich, wie man mir sagt, das Ideal des Plantagenlebens in den Sklavenstaaten sehen soll.

Uebermorgen reisen wir auf einem kleinen, schönen, funkelnagelneuen Dampfboot, „the Magnolia", ab und werden den St.-Johnfluß hinauffahren, soweit das Dampfschiff geht, d. h. bis zum „Lake Munroe".

Miß Dix, die soeben zufälligerweise nach Savannah gekommen ist, hat sich unserer kleinen Gesellschaft angeschlossen, weil sie Florida zu besuchen wünscht. Das Wetter ist herrlich, es ist Vollmond und ich bin voll Reiselust, voll Lust, Florida zu sehen, diese Blume unter den Staaten des Südens, das Land, dessen liebliche, balsamische Luft die Spanier glauben ließ, die Quelle der ewigen Jugend sei darin verborgen.

The Magnolia, 17. Mai 1851.

Selten wird wol Jemand einen Brief von einem Dampfboot erhalten, welches auf einer grünen Wiese festsitzt. Aber gerade von einem solchen Dampfboot schreibe ich jetzt an dich. Und wie lange das Dampfboot und dessen Passagiere hier sitzen werden, das — — hängt vom Mond und der Menschenliebe ab; aber wir haben Ursache, gegenwärtig dem guten Willen Beider zu mistrauen.

Die erste Tagereise war besonders munter und die Damen unserer kleinen Gesellschaft waren recht heiter untereinander. Miß Mac-Intosh, ihren traurigen Umgebungen entrückt, entwickelte eine Blüte von Geist und frischem Leben, die ich nach ihrem classischen ernsten Ge-

sicht gar nicht in ihr vermuthet hätte. Und Mrs. Howland hat stets einen ruhigen und gutmüthigen Humor bei der Hand. Beide foderten Miß Dix zu einem freundschaftlichen Gezänk heraus. Auch hatten wir eine menschenfreundliche und herrschsüchtige Dame an Bord, welche dominiren und uns Alle beherrschen wollte und große Häuser aus Strohhalmen verfertigte. Aber wir nahmen Alles leicht und munter. Unsere hübsche kleine Magnolia zwängte sich lustig in Krümmungen und Windungen aller Art durch den sumpfigen Fluß, durch welchen sie ihren Weg suchen mußte; ich mußte ihre Feinheit und ihren frischen Muth bewundern. Nur schien es mir, als ob sie eine zu starke Hinneigung zum festen Land hätte, denn wir stießen oft an den Ufern an, indem wir uns zwischen ihnen hindurch zwängten. Aber allerdings war das Fahrwasser zwischen beiden oft äußerst knapp.

— „Einen schönen Abend, Missis!" — rief der schwarze Steuermann, indem er mit gutgelauntem Gesicht aus seinem kleinen Häuschen auf dem Verdeck herausguckte und eins von den Frauenzimmern aus unserer Gesellschaft anredete.

— „Ja, aber — kommen wir nicht bald an unsern Ruheplatz für diese Nacht?"

— „O ja, o ja, sogleich! Wir werden bald da sein. Sein Sie ruhig, Missis Maa'm!"

Eine Weile danach, als wir sämmtlich am Theetische saßen, wurde das Fahrzeug plötzlich wie von einer starken Welle emporgehoben und — dann stand es still, obgleich die Maschine noch einige Zeit fortarbeitete. Der Capitän, der mit uns am Tische saß, und ein paar andere Herren sprangen auf und eilten hinaus.

Es fand sich bald, daß der unerfahrene außerordentliche Steuermann (der ordentliche lag krank in Savannah) eine falsche Richtung im Fahrwasser genommen und das Schiff gerade auf eine hervorschießende Landzunge des Ufers geführt hatte. Gegenwärtig war diese Landzunge

von der Flut bedeckt; denn der Mond war an diesem Abend gerade voll und die Flut stand hoch.

Am folgenden Morgen, als die Ebbe eintrat, fanden wir, daß wir vollständig auf dem Trockenen saßen; rings um das Schiff wuchs hohes grünes Gras und ganz in der Nähe war ein Wäldchen von Lebenseichen und blühenden Magnoliabäumen, welche letztere jedenfalls eine geheime Anziehungskraft auf unsere kleine Magnolia ausgeübt haben mochten. Das Schiff lag mit dem Vordertheil nach dem Wäldchen zugewandt, gerade als ob es in dasselbe hineinfahren wollte.

Wir saßen ganz und gar fest. Und so sitzen wir noch heute, den 17. dieses Monats, im grünen Grase und im Lehm, Abends begrüßt von den flötenden Tönen der „the Whip poor Wills“ aus dem Magnoliawäldchen und des Morgens von strahlenden Schmetterlingen bewillkommt, die um uns her gaukeln. Ein ganzes Regiment von Negersklaven ist damit beschäftigt, rings um den Kiel des Fahrzeugs den Boden abzugraben, wobei sich jedoch blos herausstellte, wie tief es sich in den Boden eingebohrt hatte. Am ersten Tage sagten wir: — „Wenn die Flut heute Abend kommt, dann“ — — Aber als die Flut kam, so war sie nicht so hoch wie am vorhergegangenen Abend; und der Mond, weniger voll als am Abend vorher, sah kalt auf uns herab und ließ uns sitzen, wo wir saßen.

— „Morgen, wenn das Dampfschiff „Gaston“ hier vorüber kommt“ — hieß es nun — „wird es uns loshelfen!“ — Und Miß Mac-Intosh schlug vor, daß bei der Ankunft des Gaston alle Frauenzimmer hinauf auf das Verdeck gehen und sich mit den Taschentüchern vor den Augen zeigen sollten, um dadurch das vermeintlich harte Herz des Capitäns vom Gaston zu erweichen.

Der morgende Tag kam, der Rauch vom Gaston zeigte sich am Horizont und ließ den Rauch der Hoffnung in unsern Herzen aufsteigen. Der Gaston kam

näher, hielt an und blickte auf uns. Die Flut war da. Wir waren voll von Hoffnungen auf die Hülfe des Gaston. Aber der verhärtete Gaston blickte blos auf uns herüber, setzte seine Fahrt fort und überließ uns unserm Schicksal auf dem Trockenen. (Nb. Die Scene mit den Taschentüchern wurde unterlassen.)

Große Indignation auf der Magnolia. Unsere herrschsüchtige Dame wollte eine Indignationserklärung gegen den Gaston aufsetzen, die in einer Zeitung abgedruckt werden sollte. Sie setzte auch für die Damen an Bord eine Achtungserklärung für den Capitän der Magnolia und dessen „gentlemännisches Benehmen" auf, die wir sämmtlich guthießen und unterzeichneten.

Jetzt ist unsere Hoffnung auf das Dampfboot „St.-Matthew" gerichtet, welches morgen Abend erwartet wird. Es soll sich als ein guter Apostel zeigen und uns an Bord nehmen, denn es ist klar, daß die Magnolia in diesem Monat nicht loskommen kann, da mit jedem Tage dee Mond mehr abnimmt und demnach auch die Flut schwächer wird, außerdem aber auch die Magnolia durch ihre Schwere mit jedem Tage tiefer in den Sand sinkt.

Inzwischen trösten wir uns mit gutem Humor, mit einem guten Tisch und dann und wann mit einer Wanderung an das Ufer (denn wir können trockenen Fußes von dem Schiffe an das Ufer und von da wieder zurückgehen) und auf die schönen Plantagen daselbst.

Die Frauenzimmer sind besonders angenehm. Die gute Mrs. Howland, die ohne ihre hausmütterliche Thätigkeit nicht leben kann, bringt die feine Wäsche in Ordnung und empfiehlt sich damit, erhält aber für ihre Faulheit und Ungeschicklichkeit fortwährend Schelte; Miß Dix dagegen steht in dem Verdacht des Diebstahls und wird mit dem Correctionshause bedroht. Und so lachen wir herzlich, besonders Miß Mac-Intosh, in deren Brust die Jugendquelle frisch hervorsprudelt und die selbst nicht begreift, wie sie so heiter sein kann. Und heute Abend

habend haben wir den Geburtstag der kleinen hübschen Tochter unsers Capitäns gefeiert. Ich wand einen Kranz von wilden Blumen für sie; die andern Frauenzimmer gaben ihr kleine Geschenke, und das kleine Mädchen, höchst glücklich, eilte davon, um sich ihrem Vater in ihrem Blumenschmuck zu zeigen.

Unter der Gesellschaft ist eine Dame, noch nicht vierzig Jahre alt, schön, schlank geschnürt und wohl gekleidet, mit hellen Locken, deren Gedanken augenscheinlich auf die Welt und deren Vergnügungen gerichtet sind. Diese Dame ist jedoch die Witwe von drei Männern, die Mutter von zwölf Kindern, von denen neun gestorben und zwei verheirathet sind, und die Großmutter von drei Enkelkindern.

— „Und Sie haben alle diese Verluste sehr wohl überstanden!" — sagte ich mit einigem Erstaunen.

— „Yes, indeed!" — versetzte sie, augenscheinlich mit sich und mit ihrer Gemüthsstärke ganz zufrieden.

— „Und Sie wären vielleicht nicht abgeneigt, sich zum vierten male zu verheirathen?" — fragte Mrs. Howland, ein wenig neugierig auf die Antwort.

— „Ach nein" — erwiderte sie ruhig — „wenn ich dadurch meine Umstände verbessern („better myself" lautete der Ausdruck) könnte."

Miß Mac-Intosh wurde darüber so indignirt, daß sie nahe daran war, in Worte auszubrechen.

Unter den Herren ist ein junger Californienfahrer, soeben erst aus dem Goldlande zurückgekehrt und auf der Rückreise in seine Heimat und zu seiner Gattin begriffen, mit verschiedenen Goldklumpen, geschmolzenen und ungeschmolzenen, Californiendukaten und einem weißen chinesischen Seidenshawl für seine Gattin. Er ist ein schöner junger Mann, mehr Dandy und mehr kindlich, als bei einem Amerikaner gewöhnlich ist und für einen Californienfahrer paßt. Ich wollte gern Etwas von dem Lande und Volk, von der Lebensweise in Californien,

von Chinesen, von deren Einrichtungen, Gottesdienst u. s. w. wissen. Aber der junge Mann wußte weiter nichts, als daß er mehre Goldklumpen und einen chinesischen Seidenshawl für seine Gattin bei sich hatte.

Heute Vormittag waren wir am Lande und besahen eine schöne Baumwollenplantage mit einer herrlichen Lage auf einer hohen Terrasse am Flusse. Sie gehörte einem Mr. Valburg, wie man uns sagte. Besonders gefielen uns daselbst einige Sklavenwohnungen, die ich besuchte und die von einer gewissen Wohlhäbigkeit zeugten. Auch das Aussehen einiger Sklaven, die von ihrer Arbeit zurückkehrten, gefiel mir.

An einem Brunnen sah ich eine ganz alte Negerin, die im Begriff war, Wasser zu holen. Ich fragte sie unter Anderm, wie alt sie sei?

— „A little better than hundred, Maam!“ — war ihre Antwort.

Die Neger legen einen Werth darauf, sehr alt zu werden; und sie werden in der That sehr alt, wenn sie gute Tage haben.

Von dieser Plantage würde ich nur freundliche Eindrücke mitgenommen haben, wenn ich nicht auf dem Rückwege nach dem Ufer an einem Zaun dem „Overseer“ der Plantage (der Besitzer und seine Familie waren abwesend) begegnet wäre und in ihm einen jungen kräftigen Mann mit dem wilden, friedlosen und irrenden Blick gesehen hätte, den ich bei mehren „Overseers“ auf den Plantagen bemerkt habe und der mir den Glauben an Gerechtigkeit und Besonnenheit bei der Behandlung der Sklaven gänzlich benommen hat.

Die Sklaven, welche rings um unser Fahrzeug den Boden abgraben, sind stark und arbeiten tüchtig; aber sie verhalten sich dabei so still, als ob sie ein Grab grüben. Das ist den Negern nicht natürlich und ist ein schlimmes Zeichen.

Wir haben Abends den allerschönsten Mondschein,

und aus dem Magnoliawäldchen flötet „the Whip poor Will“ seine melodischen, aber einförmigen Töne. Am Tage ist die Sonnenhitze stark und — möge St.-Matthew sich über uns erbarmen!

Lake Munroe (Florida), 20. Mai 1850.

Ich schreibe dir jetzt aus der Tiefe des blühenden Florida, ruhend auf einem der schönen spiegelklaren Seen dieses Landes, während grunzende Alligatoren rings um unsere kleine bewegliche Wohnung (ein kleines Dampfboot Namens Sarah Spalding) schwimmen. Ein Kranz von dunkelgrünen Wäldern, einem Myrtenkranz gleichend, umgibt diesen stillen See; denn Wälder von Orangen und Palmettos, Wälder von Cypressen lassen sich in dieser Entfernung nicht unterscheiden. Das ganze Ufer ist niedrig, der See spiegelklar und Alles ringsum ganz still. Keine Städte und Thürme, keine Dampfboote und Flotten, keine Menschen außer uns Floridafahrern. Hier ist junges, ja fast noch wildes Land. Aber wie freue ich mich, daß ich jetzt mitten in Floridas poetischer Wildniß bin, daß ich etwas von seiner reichen wunderbaren Naturpoesie gesehen habe.

St.-Matthew zeigte sich uns als ein guter Apostel. Am 18. Mai Nachmittags nahm er uns arme gestrandete Sünder sämmtlich in seinem Schoose auf. Doch hatten wir keine Noth und keine Sünde weiter, als daß es höchst langweilig war, in einem Dampfboot auf dem festen Lande mitten im heißen Sonnenschein zu liegen. Aber um unsern Capitän und um den Mondschein war es wirklich Schade. Unser Erlöser St.-Matthew kam uns nicht zu nahe, sondern ließ uns durch Boote abholen. Vier Neger ruderten uns. Mir schien die Fahrt sicher und gut zu gehen. Aber unsere herrschsüchtige Dame, die wegen ihrer Philanthropie gegen weiße Sünder

bekannt ist, hatte ein scharfes Auge auf die Schwarzen und rief nach einer Weile mit strenger Stimme: — „Warum rudert ihr nicht stärker?"

Und indem sie sich an mich wendete, setzte sie hinzu: — „Man kann an ihrer Brust und an ihren Athemzügen bemerken, ob sie sich anstrengen, soviel sie können."

Diese philanthropische weiße Dame saß also da und beobachtete die Athemzüge der Negersklaven, den Blick auf deren nackte Brust gerichtet, um zu sehen, ob sie sich bis zum Aeußersten anstrengten, um ihr und uns zu dienen. Ich muß noch hinzufügen, daß diese Dame aus einem Staate Neuenglands war. Von dieser Art ist die Philanthropie mancher Amerikanerin.

Unsere herrschsüchtige Dame fand jedoch keinen Beifall mit ihren Bemerkungen und Ermahnungen. Die Neger ruderten ruhig, aber gleichmäßig und gut das schwer beladene Boot und brachten uns glücklich an Bord des St.-Matthew. Und bald schwammen wir zu unserer großen Befriedigung auf dem Altamahafluß, dessen Wasser hier, in der Nähe des Meeres, salzig war und in der Abenddämmerung wie ein Strom von hellrinnendem Silber voll glänzender Diamanten strahlte.

St.-Matthew war bereits voll von Menschen an Bord. Unter denselben befanden sich auch drei Paar Turteltauben von menschlicher Race. Das erste Paar, körperlich schön, aber an Bildung und Manieren der zweiten Classe angehörig, war so verliebt ineinander und zeigte diese Liebe so, daß es widerwärtig war. Der junge Mann, der eine große Brustnadel mit unechten Diamanten im Vorhemdchen trug, vertraute einem Bekannten unter der Gesellschaft an, daß er das vollkommenste Frauenzimmer auf der Erde geheirathet zu haben glaube. Aber ihre allerdings vollkommen schöne Gestalt sah nicht aus, als ob sie viel Geist in sich trüge.

Das zweite Turteltaubenpaar war von feinerm Schrot und Korn, sehr angenehm im Betragen und ihr lieben-

des Herz strahlte aus ihren dunkeln schönen Augen; sie schien sehr schwacher Gesundheit nach einer kaum einjährigen Ehe zu sein; er war sehr besorgt um sie.

Das dritte Turteltaubenpaar war weder jung noch schön, aber unter allen drei Paaren das interessanteste und vielleicht auch das glücklichste. Es war wohlthuend, Beide zu sehen und ihre Geschichte zu hören.

Sie gehörten der ärmern weißen Volksclasse (in Carolina oder Georgia) an, gewöhnlich „Sandhügelleute" — Sand-hill-people — genannt, weil sie die sandigsten und magersten Theile des Landes ohne Schulen oder sonstige Mittel zur Bildung bewohnen und bebauen. Die Frau hatte ihren Mann gegen den Willen ihrer Angehörigen geheirathet. Und als sie einige Zeit nach ihrer Verheirathung durch die Schuld des Mannes in große Noth geriethen, gaben ihre Verwandten ihr eine Freistatt, verstießen jedoch ihren Mann und verboten ihr, denselben zu sehen. Er schwur in seiner Erbitterung darüber, daß sie ihn nicht eher wiedersehen sollte, als bis er käme, um sie in sein eigenes Haus abzuholen. Er verschwand und ließ sieben Jahre lang nichts von sich hören. Sie blieb mit ihren Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen (der jüngste Knabe war eben geboren worden, als der Vater sie verließ), bei ihren Aeltern und verlor allmälig fast ganz die Hoffnung, ihren Mann, den sie jedoch sehr liebte, wiederzusehen. Aber eines Tages rief der älteste Knabe: — „Da kommt der Papa!" — Sie wollte es nicht glauben, denn sie hatte so viele Jahre hindurch vergebens gewartet, Etwas von ihm zu hören. Sie verließ jedoch das Haus, um den Ankommenden zu sehen, und als sie in einiger Entfernung wirklich ihren Mann erkannte, fiel sie ohnmächtig zu Boden. Es war ihm nach anhaltenden Anstrengungen gelungen, sich ein sicheres Brot zu verschaffen; er hatte sich eine Hütte in dem schönen Florida gebaut, und jetzt kam er, um seine Frau und seine Kinder dahin, in das Land des ewigen

Sommers abzuholen. Gegenwärtig waren sie auf der Reise dahin begriffen.

Es war am Strande des Lake Munroe, wo die neue Heimat lag. Dort sollten die beiden Gatten ein neues Leben beginnen. Sie hatten sich an diesem mondhellen Abend aneinander gelehnt und küßten sich mit der innigsten Liebe und Freude. Der Mann hatte ein gutes und männliches Aussehen. Die Frau hatte feine Züge, war augenscheinlich sehr schön gewesen, schien aber durch Kummer und harte Arbeit gelitten zu haben. Sie konnte nicht viel über dreißig Jahre alt sein; er schien einige Jahre jünger als sie zu sein. Beide saßen dicht nebeneinander. Sie lehnte ihr Haupt mit dem Ausdruck innigen Friedens und Vertrauens an seine Schulter. Sie sollte von nun an nicht mehr allein, getrennt von ihrem Mann, umgeben von Verwandten, die denselben haßten und verachteten, für ihr Hauswesen und ihre Kinder arbeiten. Er war bei ihr, sie hatte ihn wieder und — was noch mehr ist — sie konnte Achtung für ihn als Mann und Gatte hegen. Er konnte und sollte künftig für sie und für die Kinder sorgen; er führte sie weit, weit hinweg von den Sandhügeln, wo sie so viel Leid erfahren hatte, in das blühende Florida, wo Orangenwälder ihre Wohnung am Ufer des Sees überschatteten, wo Floridas Sommerwinde neue Blumen auf ihren Wangen hervorrufen würden. Alle diese süßen Gefühle und Gedanken konnte man klar in dem Wesen und Ausdruck beider Gatten lesen. Sie schienen mir die glücklichsten Menschen zu sein, mit alleiniger Ausnahme — meiner eigenen Person, die ich sie sah und die ich von Gott die Gabe empfangen habe, in dem Glücke Anderer einen Genuß zu finden.

Der jüngste ihrer Knaben war ein kleiner seltener Junge, hübsch und freimüthig und durch die Zärtlichkeit der Mutter mit einer niedlichen wohlkleidenden Mütze geschmückt. Der älteste Sohn, funfzehn Jahre alt, war

weniger ausgezeichnet, und die einzige Tochter des Hauses, die vierzehnjährige Polly, war ein schwarzer Strich in dem Roman der Aeltern; denn obgleich nicht häßlich und mit dem gutmüthigen Ausdruck des Vaters in ihrem runden Gesicht, war sie doch eine echte Tochter der Sandhügel, bei einer alten Großmutter aufgewachsen, wie ein Tannengebüsch im Sande, ohne mehr Bildung oder Sitte als diese zu haben. Unsere herrschsüchtige Dame nahm dieses verwilderte Menschenkind unter ihren Schutz und ihre Versuche, diese junge Novize zu bilden und ihre Sandhügelnatur und ihre Manieren zu bessern, gaben uns Stoff zu manchem herzlichen Gelächter.

Die erste Nacht auf dem St.-Matthew war heiß und drückend in dem mit Menschen angefüllten engen Salon. Der Fußboden war mit liegenden Frauenzimmern bedeckt. Einige derselben waren schön, zwei darunter ganz jung und von einer wahrhaft classischen Schönheit in ihrem Schlaf und in ihrer liegenden Stellung. Und da ich nicht schlafen konnte, unterhielt ich mich damit, sie von meinem hohen schwebenden Bett aus mit künstlerischem Auge zu betrachten.

Am Abend hatten wir den Altamahafluß verlassen und nach einer mehrstündigen Fahrt auf dem See glücklich den St.-Johnfluß erreicht, nachdem wir eine gefährliche Sandbank an dessen Mündung hinter uns gelassen hatten, ohne mehr als einen starken Stoß zu erleiden, der den alten St.-Matthew in allen seinen Fugen erzittern ließ. Allein das Schiff ging nicht in Stücken, (was sehr leicht hätte geschehen können und wobei wir Alle unfehlbar zu Grunde gegangen wären), sondern hielt zusammen, und so hatten wir nichts zu sagen. Das Schiff setzte verschiedene Passagiere unterwegs bei neuen Ansiedelungen oder an Plantagen aus; Alles wurde freier und behaglicher, und ich fand einen unbeschreiblichen Genuß an dem herrlichen Morgen und an der Flußfahrt.

Der St.-Johnfluß (in der indianischen Sprache

Welaka oder der Seenfluß) ist eine Kette von größern oder kleinern Landseen, die durch enge, aber tiefe Sunde verbunden sind und sich in unzähligen Buchten und Windungen zwischen den Ufern hinschlängeln — ein wunderbarer Anblick, den man sich nicht vorstellen kann, wenn man etwas Aehnliches noch nicht gesehen hat. Hier ist wieder Urwald, so wie ich ihn auf dem Savannahfluß gesehen habe, aber noch reicher, denn der Welaka fließt zum größern Theil unter tropisch warmer Luft und unterhalb des Landstrichs, den der Frost erreicht, dahin. Hier sind dichte Waldungen von Palmettos; hier sind wilde Orangenwälder, mit leuchtenden Früchten beladen, die von keinen Menschenhänden abgepflückt werden; Massen von Schlingpflanzen, Vanille, wilde Weinranken, Convolvulus u. m. a. bedecken die Ufer in unbeschreiblicher Ueppigkeit und bilden, indem sie über Bäume, Baumstümpfe, Büsche und Cypressen wachsen, Pyramiden, Altäre, ganze Tempel mit Pfeilern, Gewölbe, Säulenhallen, dunkle tiefe Gänge und die schönsten prächtigsten Festons neben und über dem klaren Fluß. Aus Massen von Laubwerk stecken Sonnenfächerpalmen ihre schönen Kronen frei und phantastisch hervor, die Magnolia erhebt sich voll von schneeweißen Blüten, und hoch über dieser Republik von Gebüschen, Blumen und verschiedenen Bäumen stehen die hohen Cypressen wie schützende bärtige Patriarchen, ihre lichtgrünen Kronen horizontal ausstreckend mit langen wehenden Moosgeflechten, die von ihren starken Aesten herabhängen.

Hier ist das Naturleben in aller seiner Fülle zu sehen. Aber es ist das Reich und die Macht des alten heidnischen Naturgottes, des alten Pan, das Gute und das Böse, das Leben und den Tod mit derselben Liebe umfassend und kein Gesetz und keine Ordnung außer der des Hervorbringens und Zerstörens anerkennend. Unter diesen grünen Laubgewölben, welche das Wasser beschatten, liegt die friedliche Schildkröte, aber auch der grau-

same Alligator, der auf Beute lauert. Das Elennthier lebt in diesem Naturtempel, aber auch der Panther, der Tiger und der schwarze Bär. Um diese Pfeiler von Laub und Blüten windet sich die Klapperschlange und die giftige Moccasinschlange; und der schöne romantische Wald ist voll von kleinen giftigen schädlichen Thieren. Gefährlicher als dies Alles ist jedoch die hiesige liebliche Luft, die im Sommer geschwängert mit den Miasmen des Urwaldes und der Flüsse zu den neuen Ansiedlern kommt und Fieber und andere langsam zehrende Krankheiten mit sich bringt. Daher kommt es auch, daß diesen wunderschönen Ufern die Menschen noch fehlen. Hier und da am Flusse entstehen neue Ansiedelungen, werden aber nach einigen Jahren wieder verlassen, um zu verfallen.

Aber eben dieses Urleben in der Wildniß, diese regellose üppige Schönheit, der Menschenkraft trotzend und stark durch ihren Reichthum, ist mir hier von unsäglichem Interesse und gewährt mir ein fortwährendes Fest, das ich ohne irgend eine Beschwerde genieße. Und die Luft ist so mild, die Magnolia so voll von Blüten, der Fluß so voll von Leben, Alligatoren, plätschernden Fischen, schönen großen Wasservögeln, Alles so üppig, so wunderbar reich, wild und schön — ein ununterbrochenes feenhaftes Schauspiel, besonders des Abends, wenn der Mond aufgeht und seine geheimnißvollen Halblichter und Schatten in die Gewölbe und Säulenreihen dieser wunderbaren Naturkirche wirft. Ich sitze still draußen auf der Piazza und sehe mit Andacht und Entzücken, wie bei jeder Windung des Flusses neue frappante Scenen hervortreten; glücklich, wenn ich auf diese Weise allein oder an der Seite meiner guten Mrs. Howland, neben der ich mich stets wohlbefinde, sitzen kann.

Allein wir sind nicht frei von kleinen störenden Ereignissen.

Am ersten Morgen unserer Fahrt auf dem Welak

verlor St.-Matthew sein Steuerruder durch Unachtsamkeit. Das gab für unsere herrschsüchtige Dame viel zu ordnen und zu befehlen und wir mußten eine ganze Stunde still liegen, um unsern Schaden zu repariren. Sandhügel-Polly war uns fortwährend im Wege und wenn man zufälligerweise ihr ebenfalls im Wege stand, so konnte man sich auf einen tüchtigen Knuff gefaßt machen. Die Erziehung unserer herrschsüchtigen Dame wird zwar immer strenger, aber wir fangen an, die Hoffnung auf die Macht der Bildung über diese Tochter der Wildniß zu verlieren. Wir haben allerlei lustige Auftritte, und die fröhliche junge Miß Mac Intosh belustigt sich und uns durch ihre Bemerkungen über Polly und deren Bildung.

Die Turteltaubenpaare Nummer Eins und Zwei wurden bei der kleinen neuen Ansiedelung Pulatki, welche mitten im heißen Sande liegt und vielleicht gerade deshalb gesunder ist als andere von üppigem Wuchs umgebene Stellen, ans Land gesetzt. Das Turteltaubenpaar Nummer Drei sollte uns bis zum Lake Munroe begleiten.

In Pulatki erfrischten wir uns durch eine große Wäsche und durch gute Milch. Wir waren daselbst unterhalb der Region, in welcher der Frost Macht hat; er kann sich hier wol einmal fühlen lassen, aber er kann nichts zerstören. Etwas weiter nördlich hat er vor einigen Jahren die herrlichen Wälder von süßen Orangen, welche in der Gegend von St.-Augustin der einzige Reichthum mehrer tausend Personen gewesen sind, vom Grunde aus zerstört. Aber in Pulatki fühle ich die balsamische Luft wieder, die ich auf Cuba geathmet habe. Und diese Luft, dieses Wehen kann blos da sein, wohin der Frost nicht zu dringen vermag.

In dieser reizenden Luft lag in Pulatki, weit entfernt von Verwandten und Freunden, ein Jüngling tödtlich krank an der Schwindsucht. Er war aus Phila-

delphia und von da nach Florida gereist, um dort Gesundheit zu trinken; aber die Krankheit war übermächtig geworden. Floridas balsamische Lüfte spielten durch die Fenster herein; ein treuer Neger saß an dem Lager des Kranken und wehte demselben mit einem Fächer Kühlung zu — vergebens! Das Fieber verzehrte ihn und er konnte nur noch wenige Tage leben. Er war schön mit seinen großen blauen Augen und lichten Haaren. Seine Großmutter war eine Schwedin und er trug ihren Namen, nämlich Rudolf. Obgleich er sehr schwach war, schien es ihm doch Vergnügen zu machen, die aus weiter Ferne hierher gekommene Landsmännin zu sehen. Er war gegenwärtig auf dem Rückweg nach Philadelphia begriffen und glaubte es noch erreichen zu können; aber — — —. Miß Dix, die sich der Kranken immer annimmt, schrieb sich die Adresse des kranken Jünglings in Philadelphia auf, um seinen Verwandten Nachricht von der Gefahr zu geben, in der er sich befand.

In Pulatki wurden wir von dem St.-Matthew auf das kleine elende Dampfboot Sarah Spalding übergesiedelt, das mich an diesem Abend fast zur Reue über mein Unternehmen brachte, besonders meiner Freunde halber. Denn auf diesem Dampfboot sah Alles im höchsten Grade unbehaglich und ärmlich aus und unsere Kajüten wimmelten von gewissen Insekten. Aber — selten habe ich mehr und herzlicher gelacht als an diesem Abend. Miß Mac Intosh gerieth in eine Art von munterer Raserei gegen unsere Friedensstörer und verfolgte dieselben mit einer so komischen Wuth, und Miß Howland war wie dieses junge Mädchen so geneigt, alle unsere Beschwerden von der lustigen Seite zu nehmen, daß Alles für uns zum Gegenstand des Vergnügens wurde. Die Mondscheinnacht war herrlich während dieser Flußfahrt und wir saßen bis spät in die Nacht draußen auf der kleinen dreieckigen Piazza im Hintertheil des Schiffs. Ein paar junge Schwestern mit hübschen Stimmen sangen „Dearest

may“ und andere fröhliche Negerlieder. Das Schauspiel an den Ufern nahm immer mehr einen tropischen Charakter an. Nachher schliefen wir ein Bischen, und ich für meine Person schlief sehr gut trotz der Insekten. Allein unsere herrschsüchtige Dame glaubte über unser Wohl wachen zu müssen und war die ganze Nacht hindurch sehr unruhig.

Am nächsten Tage legten wir früh des Morgens am Lande an, um Holz zu holen. Ich ging ans Ufer hinauf, um mich nach dieser unbehaglichen Nacht zu erfrischen. Die Gegend schien ganz wild und unangebaut zu sein. Allein ein Fußsteg führte in mehrfachen Windungen in den Wald und ich wandelte auf demselben vorwärts „a la bonne aventure“ auf Entdeckungsreisen aus. Und als ich hier einsam durch die Wildniß wanderte, fanden sich meine Flügel und meine Freude bei mir ein. Aber der Morgen und die Wildniß war unaussprechlich schön. Die Lebenseichen mit ihren hängenden Moosen standen in voller Pracht und durch ihre Arcaden drang die aufgehende Sonne. Auf den Blättern des Ambrabaumes und auf den unzähligen kleinen Pflanzen und Gebüschen längs des Fußsteigs lag der Morgenthau frisch und glänzend. Die Erde duftete. Ich küßte den Thau von den Blättern; ich legte sie auf meine Augen und auf meine Stirn, die morgenfrischen Blätter der jungen neuen Erde; ich hätte mich in diesem Urdarbrunnen baden mögen; ich weinte, halb vor Schmerz, halb vor unaussprechlicher Dankbarkeit und Freude. Leicht wie ein Vogel schritt ich dahin und lobsang mit den Vögeln, denn — ich hatte hier den Labetrunk gekostet, nach welchem ich auf einer langen langen Reise durch die Wüste gedürstet hatte; ich hatte die Fülle des Lebens getrunken und trank sie noch aus Gottes reichem Brunnen, allein getragen von seiner Kraft und von den Flügeln, die er mir gegeben hatte. Wer war freier, wer war reicher als ich? Was sind die gewöhnlichen Vergnügungen und Genüsse

des Lebens, nach denen ich in meiner Kindheit oft gedürstet habe, im Vergleich mit denen, welche ich jetzt genoß? — Und nicht ich allein genieße sie — sie können und sollen von Vielen genossen werden, wenn Viele lernen, daß Gott ihnen Flügel gegeben hat, und wenn Viele diese Flügel benutzen lernen.

So schritt ich voll glücklicher Gedanken und Gefühle dahin, bis ich an einen offenen Platz im Walde kam, wo man gerodet hatte und wo früher wahrscheinlich eine Wohnung befindlich gewesen war. Jetzt war dieser Platz verlassen. Der schöne Wald umgab schweigend den offenen öden Raum. Weder Menschen noch Thiere zeigten sich. Es war eine tiefe wilde Einsamkeit.

Ich hatte in diesem Morgenspaziergang soviel Genuß gefunden, daß ich denselben mit Mrs. Howland zu theilen wünschte. Ich kehrte deshalb um und suchte sie auf. Am Ufer unter dem Schatten einiger Cypressen fand ich sie sitzen. Sie war für den Augenblick nicht zu einem Spaziergang aufgelegt und so setzte ich mich zu ihr und betrachtete die kleinen weißen Blumen, die, von einem Blätterkranz umgeben, auf dem Wasser schwammen, wie kleine Blumeninseln. Ich kannte den Namen dieser Blumen nicht, aber ich hatte dieselben schon früher auf unserer Flußreise bemerkt. Da sie auch in dem Wasser dicht am Ufer wuchsen, so untersuchte ich sie und fand, daß die ganze kleine Pflanze blos mittels einer einzigen fadenähnlichen Wurzel in der Erde befestigt ist. Diese Wurzel wird durch den Wind oder durch die Wellen leicht zerrissen, und die Pflanze mit ihrer weißen Blüte, rings von Blättern umgeben, unternimmt eine Reise ins Weite, je nachdem Winde und Wellen sie treiben.

Der Zustand am Bord der Sarah Spalding war an diesem Morgtn etwas unruhig. Ein paar ganz junge und recht hübsche Mädchen, die ohne eine Mutter und

einen ältern Freund am Bord waren, hatten durch Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit einigen Herren Veranlassung zu einer nicht ganz feinen Courmacherei gegeben und dadurch einen unpassenden Auftritt herbeigeführt, den unsere herrschsüchtige Dame noch vergrößerte — vielleicht zum besten, wenn auch nicht zum Ergötzen der Fehlenden. Die jungen Mädchen empfingen angemessene Ermahnungen von einigen ältern Damen, die ihnen jedoch fremd waren. Einer der fehlenden Herren aber wurde von dem Capitän des Dampfboots öffentlich zurechtgewiesen. Dieser Herr war schon ältlich und hatte ein so günstiges Aussehen, daß ich glaube, er verdiente kaum die strenge Zurechtweisung, die er empfing und die ihn dermaßen angriff, daß er krank wurde.

Mit aufrichtigem Vergnügen hörte ich die würdige und wahrhaft mütterliche Zurechtweisung an, die Mrs. Howland dem schönsten, allein dem Aussehen nach auch dem leichtsinnigsten der beiden jungen Mädchen gab, und mit ebenso großem Vergnügen bemerkte ich die Art und Weise, mit welcher das junge Mädchen diese Zurechtweisung empfing. Sie stand schweigend vor der fremden Frau, welche sie zu sich hin gerufen hatte, und hörte ihr ruhig und achtungsvoll zu; kein Wort und keine Miene verrieth Verdruß oder Ungeduld bei ihr; sie sah aus, als ob sie die guten und klugen Worte, die wie eine gute Aussaat für die Zukunft in ihre junge Seele ausgesäet wurden, recht in der Tiefe ihres Herzens verwahrte. Ich war die einzige unter den ältern Frauenzimmern, welche diese jungen Mädchen nicht moralisirte. In Wahrheit gestanden, ich hatte mehr Lust, mich schwesterlich an das junge Mädchen anzuschließen, welches diese mütterliche Zurechtweisung so gut aufnahm. Vielleicht verstand sie mein Wohlwollen. Wenigstens suchte sie mir ihre Zuneigung mehre male während des Tages durch verschiedene kleine angenehme Gefälligkeiten zu beweisen; und als wir uns am Abend trennten, nahm sie

auf eine so herzliche Weise Abschied von mir, daß ich ihr ein recht inniges: — „God bless you!“ — mit auf den Weg geben mußte. Warum werden solche junge Lämmer so allein in die Wildniß hinaus unter die Wölfe und Uhus ohne einen rathenden oder leitenden Freund geschickt? — Das ist nicht recht und auch nicht gut! Mein Glaube an das Gute und Reine in den jungen Mädchen ist groß und ist auch durch diesen kleinen Vorfall wieder gestärkt worden. Allein man sollte doch solche junge Kinder nicht so behandeln, als ob ihnen die Weisheitszähne bereits gewachsen wären.

Die Fahrt auf dem Flusse war den ganzen Tag hindurch reizend. Aus den engen, sich schlängelnden Durchfahrten kamen wir in große klare Seen, von üppig grünenden Ufern umgeben. Der Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens schien mit jeder Stunde zuzunehmen; die Flora des Wendekreises und die Luft desselben schienen sich zu nähern; wir fuhren der Heimat des ewigen Sommers entgegen. Das wilde Zuckerrohr, „the maiden cane“, wuchs an den Ufern und zeigte, daß der Boden hier für den Zuckerrohrbau geeignet ist. Der Tempel der Natur wurde immer reicher. Schöne strahlende Blumen, roth und blau, auf hohen Stengeln, weiße Lilien und gigantische Wassergewächse, darunter die hohe „Alisma Plantago“, erglänzten wie Kerzen unter dem grünen Laubgewölbe; Schwärme von kleinen grünen Papageien flogen zwitschernd auf dem wilden Zuckerrohr und in den Plantagenwäldern herum; wilde Truthühner, weit größer als unsere zahmen, zeigten sich an den Ufern; schöne schlanke Wasservögel flatterten furchtlos herum, und ebenso furchtlos, aber nicht so schön, schwammen Dutzende von Alligatoren vor und neben dem Fahrzeug her und die Fische hüpften und plätscherten, als ob sie — ich weiß nicht, ob vor Schreck oder vor Vergnügen — außer sich wären. Es war ein großes Schauspiel auf unserm ganzen Wege!

Wir befanden uns auch sehr wohl am Bord, denn unsere kleine Coterie war jetzt fast ganz allein auf der Sarah Spalding, und zu ihr hatte sich ein gebildeter und angenehmer französischer Creole von Cuba, Mr. Belle-Chasse, gesellt, der gegenwärtig mit einem Freund auf einer Entdeckungsreise in Florida begriffen war, um die Befähigung des Bodens für den Zuckerrohrbau zu untersuchen. Seine Gegenwart war ein Vergnügen und eine Zierde für unsere Gesellschaft. Der Capitän war ein artiger und gutmüthiger Mann und die Neger, aus denen die ganze Schiffsbemannung bestand, schienen thun zu können, was sie wollten. Aber sie wollten das Rechte und waren artig und fröhlich. Der Koch, ein junger Mann, der sehr gutes Essen bereitete, war ein witziger Kopf, der manche recht ergötzliche Dinge that und sagte. Und die Perle unserer schwarzen Schiffsbemannung war unser kleiner Aufwärter, der Negerknabe Sam, flink, klug und willig, der alle unsere Geschäfte besorgte, bei Tische aufwartete, Alles gut machte und immer heiter war. Wir hatten keine Aufwärterin am Bord und fanden, daß dies ein Vortheil war; denn dergleichen Damen sind auf den amerikanischen Dampfbooten selten Muster ihres Geschlechts, mögen sie nun weiß, schwarz, braun oder gelb sein. Auf dem St.-Matthew hatten wir jedoch als „Stewardess“ eine ausgezeichnet liebenswürdige und auch ebenso schöne junge Negerin, die ein freies Weib war und sich mit einem freien Neger verheirathet hatte.

Die einzige Plage unterwegs war für mich die Mordlust, von welcher vorzüglich einer von den Passagieren besessen war und die ihn antrieb, nicht blos Alligatoren zu unserer Rechten und Linken, sondern auch die schönen Wasservögel zu schießen, von deren Tod er doch gar keinen Vortheil haben konnte und die man nur mit schmerzlichen Gefühlen hier und da verwundet ins Wasser stürzen sah. Ich nahm mir die Freiheit, ihm Vorstellungen über dieses unnöthige Schießen zu machen. Er lächelte,

gab mir recht und — fuhr fort zu schießen. Ich wünschte ihm heimlich eine schlechte Verdauung.

Was die Alligatoren betrifft, so kann ich mit diesen kein Mitleid fühlen. Sie sind so häßlich von Aussehen und dabei so grausam; denn wenn sie sich auch, falls sie nicht angegriffen werden, nicht an Erwachsene wagen, so verschlingen sie doch kleine Negerkinder ohne Umstände. Sie schwimmen mit dem obern Theil ihres Körpers über der Wasserfläche, sodaß es nicht schwer ist, sie mit einer Kugel von der Seite in den Leib zu treffen. Sie tauchen dann unter oder wenden sich, wenn sie schwer getroffen sind, auf die Seite; oft sieht man sie auch sich wie Massen von lebendigem Schlamm ans Ufer wälzen, um sich daselbst in den Wasserpflanzen zu verbergen. Ihre Menge und ihre Furchtlosigkeit in hiesiger Gegend ist erstaunlich. Vor einigen Jahren sollen sie hier so zahlreich gewesen sein, daß es für Boote schwer gewesen ist, an ihnen vorüber zu kommen. Sie geben eine Art von grunzendem oder brüllendem Ton von sich und sollen im Anfang des Frühlings, wenn sie ihre Begattungszeit haben, einen entsetzlichen Lärm hervorbringen.

Ich verbrachte den ganzen Tag auf der Piazza und theilte meine Zeit zwischen die Naturscenen und die Lectüre von Columbus' Tagebuch, das derselbe während seiner ersten Entdeckungsreise unter den entzückenden Inseln der Neuen Welt gehalten hat. Sandhügel-Polly war mir den ganzen Tag sehr lästig, obgleich sie sich möglichst zur Seite unserer herrschsüchtigen Dame hielt.

Nachmittags fuhren wir an mehren wilden Orangenwäldern vorüber.

Gestern Abend gelangten wir an den Lake Munroe, das Ziel unserer Reise. Denn hinter diesen Punkt gehen weder Dampfschiffe noch fahrbare Wege. Mr. Belle-Chasse verließ uns hier, um seine Entdeckungsreisen in die Wildniß zu Pferde fortzusetzen.

Wir landeten bei „Enterprise“, einer neuen Ansiede-

lung mit einem Krankenhaus in der Nähe der Festung Fort Melun, welches ebenfalls nahe am See liegt und zum Schutz gegen die Indianer erbaut ist. Die Gebäude von „Entreprise" lagen in tiefem Sand und der Platz erschien so wenig angenehm und die Gesichter der Bevölkerung sahen so kränklich aus, daß wir beschlossen, die Nacht draußen auf dem See in unserer kleinen schwimmenden Wohnung, mit welcher wir uns nun fast befreundet hatten, zuzubringen. Wir verließen daher das traurige Ufer der verunglückten „Entreprise", steuerten näher nach dem Fort Melun und gingen ein Stück davon vor Anker.

Nicht weit davon, am Ufer, hatte das Turteltaubenpaar Nummer Drei seine neue Heimat und sollte nun das Dampfboot verlassen. Es war ein sehr hübscher Anblick, einige Zeit danach Mann und Frau zusammen auf ihrem Gepäck sitzen zu sehen, in stiller, aber heiterer Erwartung des Bootes, welches sie ans Land bringen sollte. Es war auch ein sehr hübscher Anblick, sie in dem kleinen Boot mit Kindern, Hab und Gut dem grünen Ufer zurudern zu sehen, uns freundlich ein Lebewohl zunickend. Wenn nur die Tochter Polly ein wenig einnehmender gewesen wäre! Meine letzte Plage und meine letzte Erinnerung von ihr bestand darin, daß sie sich auf meine Schulter stemmte, ungefähr wie man sich an einen Zaunpfahl anhält, um über eine Bank zu klettern, als sie von der Stimme ihres Vaters hinunter ins Boot gerufen wurde. Nun, in den Sommern Floridas dürfte sie vielleicht noch zu einer Rose emporblühen und sich mit dem Commandanten des Fort Melun oder dem Besitzer von „Entreprise" verheirathen!

Als die Familie unsers neuen Ansiedlers dem Ufer näher kam, verloren wir sie aus dem Gesicht. Allein bald darauf zeigte sich ein helles Licht in einem Hause nahe an der Stelle, an welcher sie gelandet waren. Es war nun dunkel und die Dämmerung nahm immer mehr zu, ob-

gleich der Himmel ganz hell war. Lange saß ich oben auf dem Verdeck und genoß diesen schweigenden Auftritt. Das niedrige dunkle Ufer lag wie ein großer Myrtenkranz um den spiegelhellen See. Feuerfliegen glänzten hier und da in der Luft, und große und kleine Fische schlugen unaufhörlich die Oberfläche des Wassers. Der Abendvogel „the Whip poor Will“ flötete seine süßen Töne vom Ufer her und die Alligatoren grunzten den Baß dazu. Die Neger auf unserm kleinen Fahrzeuge begannen Duetten auf der Viola und dem Flageolett recht hübsch und lebendig, mit vortrefflichem Takt und Rhythmus zu spielen, lauter fröhliche spielende Melodien. Sie hielten damit aus bis gegen Mitternacht. Nur von drei Stellen am Ufer erglänzte Licht; das eine von einer Orangenplantage, die einer Witwe zugehörte, das andere von Entreprise, das dritte aus der neuen Wohnung des Turteltaubenpaars Nummer Drei, und zwar brannte das letztere besonders hell im abendlichen Dunkel. Die ganze Gegend war flach und kein Gegenstand ragte bedeutend hervor. Einige Wolken schwammen oder lagen vielmehr wie kleine Inseln am westlichen Horizont und schmolzen allmälig in der sterbenden Abendröthe hinweg. Ich suchte vergebens unter ihnen einige symbolische poetische Figuren zu entdecken; das Aeußerste, was ich fand, war eine Frau in einem Quäkerhut auf einem Hause sitzend. Sie und alle Wolken verwandelten sich endlich in eine Heerde kleiner Schweine und verschwanden dann. Das Licht bei der Witwe im Orangenwald und das Licht in Entreprise waren erloschen. Jedes Lüftchen war schlafen gegangen. Alles war still, das ganze Ufer war dunkel. Nur in der Wohnung des neuen Ansiedlers brannte noch Licht, aber immer dunkler; endlich erlosch es ebenfalls. Aber ich sah es noch immer brennen. Gegen Mitternacht verstummte auch die Musik der Neger, aber der Alligator und der Whip poor Will setzten ihr Duett die ganze Nacht hindurch fort.

Ich konnte nur wenig schlafen, obgleich ich mich vollkommen wohl befand. Aber die Geister der Luft riefen mich, ich mußte wieder und immer wieder hinaus auf unsere kleine Piazza im Hintertheil des Schiffs gehen; die aus dem Salon dahin führenden Thüren standen offen und dort, blos in meine weißen Nachtgewänder gekleidet, mußte ich das schweigende Schauspiel wieder und immer wieder betrachten. Noch in der Morgendämmerung, als die Sterne erloschen waren und nur der Morgenstern noch glänzend über dem spiegelklaren See stand, dauerte das Duett zwischen dem Vogel und dem Alligator fort. Als die Sonne aufging, schwieg der erstere und andere Vögel begannen zu singen und die Fische fingen an zu tanzen. Das Ungeheuer des Flusses aber schwamm um uns her, wie es schien, an unser Fahrzeug und an dessen Eßvorräthe denkend; denn der grausame Jäger war nicht mehr da. Und wir auf der Sarah Spalding leben in Frieden mit der ganzen Welt und denken gegenwärtig, wie das Krokodil, nur an unser Frühstück.

Später.

Wir sollten frischen Fisch zum Frühstück bekommen. Deshalb ließ unser Capitän ein paar Neger mit einem Boot näher ans Ufer rudern und ein paar hamenähnliche Netze auswerfen, die ausgeworfen und auch augenblicklich wieder aufgenommen wurden. In zehn Minuten hatten wir ein reichliches Gericht leckere Fische, die dem Geschmack nach den Flundern glichen. An diesen Ufern wohnen jetzt noch keine Fischer und der Fluß wimmelt von Leben.

Heute Nachmittag treten wir die Rückfahrt an. Weiter südlich nach Florida komme ich also nicht; aber ich sehe hier den Charakter von der Natur des Landes in dessen südlichem Theil. Das Land ist überall flach und

reich an sumpfigem Boden und an Morästen, dazwischen mit Fichtenwäldern; ein Theil davon, „Everglades" genannt, soll einen wahrhaft staunenerregenden Reichthum von animalischem Leben enthalten. Der Naturforscher Agassiz sah diese Everglades zum ersten mal in diesem Frühling und faltete seine Hände in Bewunderung und Anbetung bei dem Anblick dieser bisher unbekannten Naturreichthümer. Hier und weiter nach dem Mexicanischen Meerbusen zu wird das Land immer flacher und die Vegetation theilt sich zwischen diese halbtropische, die ich bereits gesehen habe, und große Waldungen der Pinus Australis — Light wood oder Leuchtholz nach dem gewöhnlichen Ausdruck. Indianer vom Stamme der Seminolen und der Creeks leben noch in diesen wilden Gegenden, gefährlich für die Einwanderer, aber schwer zu vertreiben. Im südlichsten Theil von Florida soll — wie man behauptet — die Cocospalme und der Bananenbaum cultivirt werden können. Welch ein Reich, welch eine Welt ist nicht Nordamerika, alle Klimate, Naturschönheiten und Producte umfassend! Es ist wahrhaftig ein Reich für alle Völker der Erde!

Ortega-Plantage, Florida, 23. Mai.

Wieder auf einer Landzunge, meine Agathe, aber diesmal nicht in einem Dampfboot (unsere arme kleine Magnolia soll noch immer festsitzen, ohne Hoffnung, eher als bei dem nächsten Vollmond loszukommen! Melancholisch!), sondern auf einer Maisplantage, welche Verwandten der Familie Mac Intosh zugehört, Ruhe und Erquickung bei einer liebenswürdigen Familie in einem guten gastfreien Hause genießend. Und wohlthuend war es allerdings, nach den Mühen und Beschwerden der Reise, die nicht gering waren, diese Ruhe zu genießen. Es gab Stunden, in denen ich glaubte, daß die ersten

Entdecker dieser schönen Wildniß nicht mehr erduldet haben könnten, als wir erduldeten, indem wir auf unserm Fahrzeug in der brennenden Sonne wie in einem Backofen saßen und Mangel an trinkbarem Wasser hatten. Mit Mr. Belle-Chasse verschwand unser sämmtliches gutes eiskaltes Wasser und wir entdeckten erst nach seiner Entfernung, daß der artige Creole uns Frauenzimmern das Eis hatte zukommen lassen, welches er von Cuba mitgebracht hatte. Jetzt war es verbraucht. Sarah Spalding hatte nicht eine Flasche trinkbares Wasser in ihrer Vorrathskammer und wir mußten Flußwasser trinken, das von der Sonnenhitze lau war und ein Aussehen hatte, als ob es mit Alligatoren destillirt worden wäre. Ich konnte es nicht trinken. Aber nachdem auf meine Bitte der Capitän des Fahrzeugs — ein braver und angenehmer Mann — mich und Compagnie in einem wilden Orangenwald ans Land gesetzt hatte und wir darin ganze Säcke voll Orangen gepflückt hatten, braute ich Limonade und die ganze Gesellschaft erquickte sich damit.

Ein wunderlicher Anblick, dieser wilde Orangenwald! Der Capitän und ein paar Männer gingen mit Aexten voran, um vom Ufer aus einen Weg für uns zu bahnen. Der Wald war wie ein dichtes Gestrüpp von stachlichten Gewächsen, umgefallenen Bäumen und vielen Arten von Gebüschen und Pflanzen. Drinnen im Orangenwald regnete es Orangen auf uns herab, sobald wir die Bäume ein wenig schüttelten, und tausend herabgefallene Früchte lagen auf dem Boden. Manche darunter waren so groß wie die Köpfe kleiner Kinder. Diese Orangen sind sauer, aber sehr saftig und ihre Säure ist angenehm. Die goldenen Quellen der Wildniß gewährten uns reiche Erquickung. Der Zuckervorrath des Capitäns wurde tüchtig in Anspruch genommen, aber der Ehrenmann sagte kein Wort darüber und so bekam er denn Limonade, soviel er haben wollte. Von den großen

herausgeschossenen Zweigen der Orangenbäume (die zuweilen zwei Ellen lang waren) ließ ich vier bis fünf Stück zu Stöcken für einige befreundete Herren in der Heimat (Schwager O** und Fabian W** sind unter den Auserwählten) abhauen. Diese Stöcke werden sehr schön, wenn sie gebeizt werden, sind sehr stark und werden von den amerikanischen Herren sehr gern getragen. Zur Erinnerung an diesen Orangenwald nahmen wir außer Orangen und den Stöcken eine Menge kleiner Insekten von der Art, die man hier „Tics“ nennt, mit uns, die wir zu Hause auch als kleine häßliche Geschöpfe kennen, die sich in die Haut einbeißen. Ich war besonders gesegnet mit diesen Bewohnern des Orangenwaldes und mußte den ganzen Tag arbeiten, um sie wieder los zu werden.

Unter unsere Abenteuer auf der Rückreise gehörte es auch, daß auf unserm von der Sonne ausgetrockneten Fahrzeug auf einem der Seen Feuer entstand. Dies gab unserer herrschsüchtigen Dame viel Veranlassung, mit der Zunge zu prahlen. Sie machte die Flamme von einer Viertelelle Größe zwei Ellen groß und „wäre sie nicht gewesen, so — wäre es aus mit uns gewesen.“ Der Capitän und die Mannschaft löschten indessen das Feuer so schnell und so still, daß ich von der Gefahr nicht eher etwas erfuhr, als bis sie vorüber war.

Die Nächte hindurch litten wir sehr durch Stechfliegen und Mücken, den Tag über durch die Sonnenhitze und durch den Dunst der Maschinerie auf dem Fahrzeug. Dann und wann kamen bessere Stunden, Stunden, in denen kühle Lüftchen gestatteten, das stets schöne phantastische Beispiel und den Umgang und die Unterhaltung der Freunde wieder zu genießen.

Eines Nachmittags erblickten wir eine sehr große sogenannte „Crane-roost“, d. i. eine Republik weißer Kraniche. Sie befand sich auf einer Insel mit hohen laubigen Bäumen. Bei der Annäherung des Dampf-

bootes flog die Republik in die Luft wie eine große Wolke; gleich darauf fiel sie aber wieder auf die Insel nieder, und die letztere sah aus, als ob sie ganz überschneit gewesen wäre.

Auf der Rückreise legten wir bei den beiden Städten Jacksonville und St.-Mary an. Jacksonville ist eine zunehmende Stadt, weil ihre Lage dem Handel günstig ist, aber sie liegt im Sande und ist ein entsetzlich heißer ungesunder Ort. Wir blieben dort eine Nacht in einem Hôtel, das einer alten Breterbaracke glich. St.-Mary, einige Jahre älter, hat eine weniger günstige Handelslage und ist im Abnehmen, erscheint aber angenehmer als Jacksonville, durch seine schönen schattenreichen Baumanpflanzungen auf den Straßen. Als ich daselbst herumwanderte, traf ich einen wohlgekleideten Neger von ungefähr funfzig Jahren, der gerade wie die Luccomeer tätowirt war, die ich auf Cuba gesehen hatte. Ich redete ihn an und sagte: — „Ihr seid von Afrika hierher gekommen?" — Er bejahte es. Er war vor mehren Jahren von Cuba hierher eingeschmuggelt worden. Gegenwärtig war er „Overseer" auf einer Plantage und schien sich gut zu stehen. Er war ein Christ und schien sich darüber zu freuen. Er sprach sehr verständig und ebenso freimüthig und hatte ein gutmüthiges Gesicht.

— „Ihr möchtet wol nicht wieder nach Afrika zurückkehren?" — fragte ich ihn.

— „Ach ja, Missis, ach ja, das möchte ich wol!" — erwiderte er. — „Dort war es doch besser."

— „Aber die Leute dort schlagen ja einander fast todt!"

— „Ah — darum kümmert man sich nicht. Und — es sind auch viele gute Menschen dort, die in Frieden leben."

— „Aber look here, mein Freund" — sagte der Colonel Mac Intosh, der ein strenger Calvinist ist — „wenn Ihr in Afrika geblieben wäret, so wäret Ihr kein

Christ geworden, wie Ihr es jetzt seid, und dann hätte Euch zuletzt der Teufel gekriegt!“

Der Neger lachte, blickte zur Erde, schüttelte den Kopf, drehte seine Mütze, die er in der Hand hielt, und rief endlich, indem er mit einem Ausdruck von Humor und Schlauheit in die Höhe blickte:

— „Now Massa, look here! Jetzt wird das Evangelium ebenso gut in ganz Afrika gepredigt. Wenn ich hätte dort bleiben können, warum sollte ich nicht unter Denen gewesen sein, die es dort gehört hätten, wie hier?“

Hierauf hatten wir nichts zu antworten und der kluge gutmüthige Neger behielt das letzte Wort.

Ein angenehmes Ereigniß war es auch, daß unsere herrschsüchtige Dame uns unterwegs verließ, um sich — glaub' ich — in ein Boardinghaus in einer Stadt dieser Gegend von Florida zu wenden und dieses zu beherrschen. Nach ihrer Entfernung wurde die Luft in unserer kleinen Gesellschaft ganz leicht.

Miß Dix verließ uns ebenfalls, um nach St.-Augustin zu reisen, der südlichsten Stadt in den Vereinigten Staaten, deren Gefängnisse und Armenversorgungsanstalten sie besuchen wollte. Ueberall, wohin sie kommt, sucht sie Gutes für die Kranken, für die Geisteskranken oder für die Verbrecher zu wirken und, soviel sie vermag, den Samen geistiger Bildung auszustreuen. Miniaturbücher, „Thautropfen“ genannt, welche religiöse Denksprüche enthalten, und eine Menge kleine Tractätchen mit schönen Holzschnitten und schönen Erzählungen und Versen für Kinder streut sie um sich her wie Morgenthau. Und Sandhügel-Polly möchte wol von diesem Manna noch etwas zu sich nehmen, um ein denkendes und liebenswürdiges Weib zu werden.

St.-Augustin ist von den Spaniern gegründet und die älteste Stadt in Nordamerika. Diese Stadt bewahrt noch einen Charakter und Gebäude, die ihren Ursprung bezeugen; sie ist aber seit einigen Jahren sehr verfallen

und seitdem der Frost ihre Orangenplantagen zerstört hat, welche früher den vorzüglichsten Handelsartikel der Stadt ausmachten, ist sie immer mehr verlassen worden. Sie wird jetzt meistentheils von Kranken besucht, die während der Wintermonate hierher kommen, um die liebliche Luft und den stärkenden Seewind des Orts einzuathmen. St.-Augustin liegt nur wenig südlicher als Neuorleans, aber es hat ein weit gesünderes Klima.

Erst im Jahre 1819 kam Florida aus der Gewalt Spaniens in die der Vereinigten Staaten und wurde mit diesen im Jahre 1845 als ein selbständiger Staat vereinigt, soll aber gegenwärtig noch immer keine größere Bevölkerung als etwa 80,000 Weiße haben. Die Indianer und die Gefahren des wasserreichen Bodens haben die Cultur des Landes zurückgehalten und halten sie noch gegenwärtig zurück. Aber in den nordwestlichen Theilen des Landes ist der Boden höher und mehr cultivirt, hat ein paar zunehmende Städte — die politische Hauptstadt heißt Tallihassee — schöne Plantagen, Landhäuser, Gärten und hat auch — wie ich mir habe sagen lassen — ein heiteres Familien- und Umgangsleben in dieser schönen sommerwarmen Natur. Und wohin der Angloamerikaner kommt, dahin kommt stets auch das glückliche Familienleben, das freundliche Umgangsleben und jeder Comfort des Lebens.

Dies Alles genießen wir auch in diesem freundlichen Hause, obgleich die Freude nicht eigentlich heimisch darin ist. Die älteste Tochter des Hauses, eine schöne, junge, neuvermählte Frau, ist kürzlich in der Blüte ihres Lebens und ihrer Mutterfreuden gestorben, indem sie einem zweiten Kinde das Leben gab. Der Schmerz darüber lastet noch schwer auf dem Gemüthe ihrer Mutter. Ein prächtiger kleiner Enkelsohn, der Großmutter ähnlich und voll von Leben, vermag sie nicht zu trösten. Ihr Gatte und ihre übrigen Kinder theilen ihren Schmerz. Die ganze Familie hat ein so unverkennbares Gepräge von

Gutmüthigkeit und Sanftmuth, daß man wohl sieht, die Sklaven auf dieser Plantage können keine Noth leiden. Aber die Trockenheit ist entsetzlich, die Maisplantagen verwelken in dem Sande, von welchem diese Plantage einen mehr als genügenden Theil hat, und mit der Ernte dieses Jahres sieht es düster aus. Es sind jetzt beinahe vier Monate, während deren ich nicht einen einzigen trüben Tag gesehen habe. Auch in dem schönen Florida macht sich die Schwere und Dürre des Lebens bei den armen Kindern der Erde geltend!

Aber des Morgens früh, wenn ich erwache und die balsamische Luft Floridas durch die weißen Vorhänge um mein Bett spielen fühle und die Nachtigal Amerikas mit ihren vielfachen Tönen ihre melodischen Eingebungen auf dem Baume vor meinem Fenster ausströmen höre, dann preise ich die Heimat des Sommers und wundere mich nicht darüber, daß Ferdinand de Soto und seine jungen Begleiter davon entzückt wurden. Es kommt mir fast unnatürlich vor, daß das Leben hier schwer oder dunkel sein könnte.

Wir bleiben einige Tage hier und erwarten ein gutes Dampfboot, das uns zu Mr. Cooper's Plantage bei Darien bringen soll. Von da reisen wir wieder nach Savannah.

Diese Plantage liegt in einer sandigen Gegend und der Sand beeinträchtigt die Reize der Natur und des Landlebens bedeutend. Aber hier gibt es einen Fußsteg längs des Flusses mit einem wilden schattigen Ufer, das nicht malerischer gedacht werden kann, besonders wegen der Masse von Bäumen und wilden Gebüschen, die gleich einer hohen Mauer zwischen dem Ufer und dem höher liegenden Ackerland emporsteigen. Prächtige Magnoliabäume, mit weißen Blüten bedeckt, erheben unter denselben ihre dunkeln laubigen Kronen. Die Magnolia ist der Prachtbaum der südlichen Staaten. Ich wandere des Nachmittags hier allein herum, zuweilen neugierig,

ob ich nicht aus dem dichten Gebüsch das warnende Signal der Klapperschlange hören werde; denn diese Schlange besitzt soviel natürliche Noblesse, eine Warnung zu geben, bevor sie angreift oder bevor man ihr nahe kommt. Obgleich es aber in Florida eine Menge Klapperschlangen gibt, habe ich doch noch keine solche lebend gesehen oder gehört. Dagegen sah ich heute Nachmittag auf der Plantage eine, welche die Neger der Plantage getödtet und bis ans Herrenhaus geschleppt hatten. Sie war etwa drei Ellen lang und so dick wie mein Arm. Ihr Kopf war von den Schlägen, welche sie erhalten hatte, sehr übel zugerichtet und ihre gefährlichen Beißzähne waren entblößt. Die Klapper mit ihren vierzehn Ringen bekam ich, um sie mit mir nach Schweden zu nehmen. Vor ungefähr einem Jahre wurde ein Neger auf der Plantage von einer Klapperschlange ins Bein gebissen. Man gab sich lange Mühe, das Bein vor der Amputation zu retten, allein es mußte doch endlich abgenommen werden, um den großen und zunehmenden Schmerzen ein Ende zu machen.

Ein schöner kleiner Fleck hier auf der Plantage ist das Haus, in welchem des Hausherrn alte schwarze „Nurse“*) von ihren Mühen ausruht. Es liegt in einer Umgebung, welche von der zärtlichsten Sorgfalt Zeugniß ablegt. Die alte Frau hat ihr eigenes nettes Haus auf einer Terrasse am Ufer des Flusses und darin alle Bequemlichkeiten, die man sich nur wünschen kann. Darunter befand sich auch ein bequemer Schaukelstuhl. Und Kinder und Kindeskinder der Familie, der sie treu gedient hat, besuchen sie und erfreuen sie durch ihre Liebe und durch Geschenke.

Sie hatte mehre eigene Kinder gehabt, aber sie bekannte offen, daß die weißen Kinder ihr lieber wären. Und diese Liebe der schwarzen Ammen oder Wärterinnen zu ihren weißen Pflegekindern ist eine wohlbekannte That-

*) Amme.

sache. Und eine Thatsache, die man in den Sklavenstaaten oft zu sehen bekommt, ist auch die zärtliche Fürsorge, die man diesen treuen schwarzen Wärterinnen in ihrem Alter in den Familien zutheil werden läßt, wenn man nämlich die Mittel dazu besitzt.

St.-Simons-Insel, 27. Mai.

Draußen vor meinem Fenster fließt breit und klar der westliche Arm des Altamahaflusses und daneben sitzt die Unterzeichnete auf einer Insel an der Küste von Georgia zwischen dem Flusse und dem Atlantischen Meer. Ich befinde mich gegenwärtig in der Familie des Plantagenbesitzers Mr. J. Cooper unter Gärten und Olivenwäldern, wo sie ihr Sommervergnügen und die schützende Luft des Meeres sucht, wenn die Fieber auf der großen Plantage bei Darien, dem Hauptsitz der Familie, zu grassiren beginnen.

Mr. Cooper ist einer der größten Plantagenbesitzer im Süden der Vereinigten Staaten und gebietet über zweitausend Negersklaven, die er auf seinen Reis- und Baumwollenplantagen beschäftigt. Man hatte ihn mir wie einen Reformator geschildert, der unter seinen Sklaven eine Jury und mehre bildende Einrichtungen eingeführt hatte, um die Sklaven zu einem künftigen freien Leben vorzubereiten. Und dies flößte mir den Wunsch ein, ihn und seine Plantagen kennen zu lernen. Allein — einen Reformator fand ich nicht in ihm, sondern blos einen Ordner mit großem praktischen Takt und auch mit einiger „benevolence“ in der Behandlung der Neger. Ich fand übrigens in ihm einen echten Repräsentanten der Gentlemen in den südlichen Staaten, einen sehr artigen Mann, vielkundig wie ein Lexikon und für mich im höchsten Grade interessant durch den Reichthum und den Reiz seiner Unterhaltung. Er ist ausgezeichnet als Naturforscher, hat schöne Sammlungen von den Natur-

producten Amerikas, und die Vorlesung, welche ich heute Morgen mitten unter diesen Sammlungen über Amerikas Geologie und Gebirgsformation von ihm hörte, hat mir einen klarern Blick über die Bodenbildung dieses Welttheils gegeben, als ich bisher gehabt habe.

Mr. Cooper besitzt eine ungewöhnliche Fähigkeit, zu systematisiren und die charakteristischen Punkte an den Gegenständen zu finden. Eine Unterhaltung mit ihm über jeden beliebigen Gegenstand ist interessant, auch wenn man eine von der seinigen verschiedene Ansicht über einen Gegenstand hat.

Allein da Mr. Cooper in der Frage über die Sklaverei in Amerika sich an die gute Partei im Süden anschließt, welche die Colonisation Afrikas durch befreite Negersklaven Amerikas als den Zweck und das Endresultat des Instituts der Sklaverei betrachtet, so fiel es mir nicht schwer, mich mit ihm über diesen Gegenstand und über Alles, was dazu gehört, zu unterhalten. Auch konnte ich nicht umhin, mich den Ansichten anzuschließen, die er über die Fähigkeiten und über die Zukunft der Negerrace aussprach; denn sie kommen meinen eigenen Wahrnehmungen sehr nahe. Unter denjenigen seiner Aeußerungen, die ich adoptiren mußte, erinnere ich mich folgender:

— „Tropische Völker können nicht zu der Entwickelung der Intelligenz gelangen, welche eingeborene weiße Völker in den gemäßigten Zonen erlangen. Sie entbehren die Fähigkeit, abstract zu denken, zu systematisiren, strengen Vernunftgesetzen zu folgen und sich auf Grund derselben zu vereinigen. Tropische Völker stellen die höchste Blüte des Gefühlslebens dar. Das Naturleben schlägt sie in Fesseln. Durch die Religion von diesen befreit, können sie das Thierleben und Pflanzenleben in ihrer Verklärung darstellen. (Nb. Den letztern Gedanken habe ich — glaube ich — dem Mr. Cooper aus meinem eigenen Magazin geschenkt.) Sie sind für Bildung empfänglich und können unter der Oberherrschaft

eines besser entwickelten Volks eine sehr anerkennenswerthe Fähigkeit im Denken und eine gewisse Kunstfertigkeit entwickeln. Sie können einen achtungswerthen Grad von Semicivilisation erlangen, interessant durch die eigenthümlichen Formen, welche dieselbe durch die Eigenthümlichkeit des Volks annehmen kann."

Mr. Cooper nahm die Sklaverei in Amerika als eine Schule für die Kinder Afrikas an, in welcher dieselben zur Selbstregierung auf dem Boden Afrikas erzogen werden sollten. Er war geneigt, dieses Institut als eine Wohlthat für sie zu betrachten. Und daß eine solche daraus werden kann, ist gewiß. Aber daß die Sklaverei das einzige Mittel gewesen sei, die Segnungen der Civilisation und des Christenthums nach Afrika zu bringen, das kann man dreist ableugnen. Und ich hätte Lust, den klugen Neger von Florida dem weißen Manne hier etwas vorpredigen zu lassen.

In der Urbanität des Benehmens und in dem Reiz der Unterhaltung erinnerte mich Mr. Cooper oft an Waldo Emerson. Aber im Allgemeinen haben die Männer der südlichen Staaten zu wenig von dem Organ der Idealität, von welcher die Männer der nördlichen Staaten zu viel haben.

Mr. Cooper erkannte die Leichtigkeit der Neger, Handwerke zu erlernen, und ihre Geschicklichkeit als Handwerker an. Man hat in Georgia angefangen, sie mit Erfolg bei Fabriken zu verwenden.

Ich erinnere mich jetzt, daß ich im vergangenen Jahre in der Nähe von Augusta eine Baumwollenspinnerei besuchte, die mit schwarzen Arbeitern betrieben wurde. Ich konnte sie nicht mit Vergnügen sehen, denn ich konnte nicht glauben, daß die Schwarzen freiwillig diese Beschäftigung mit so viel Lärm und Geräusch und mit der stauberfüllten ungesunden Luft wählen würden, da sie an das freie Feld gewöhnt sind.

Ich fragte einige Frauen an den Spinnmaschinen, wie sie sich bei dieser Arbeit befänden. Einzelne von

ihnen antworteten, daß ihnen diese Arbeit ebenso gut wie irgend eine andere gefiele; allein eine ältliche Frau mit einem gutmüthigen Gesicht erwiderte mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Ermattung: — „Nein, sie liebt diese Arbeit nicht! Sie möchte lieber draußen auf dem freien Felde arbeiten!"

Ich wundere mich darüber nicht; denn der Ort war keineswegs Lowell's Fabrik.

Das Haus hier ist voll von fröhlichen jugendlichen Gesichtern, sechs Knaben und zwei Mädchen, von denen das jüngste das Ebenbild des Vaters und dessen Freude ist — und Mrs. Cooper ist dieser schönen Kinderschar eine jugendliche, heitere und reizende Mutter.

Nicht weit von hier ist eine Schar kleiner schwarzer Kinder, siebzig oder achtzig an der Zahl, denen die Mütter fehlen und die ich gestern Morgen besuchte. Ein paar hexenartig aussehende Negerinnen mit Ruthen in den Händen regierten die Kinderschar durch Furcht und Entsetzen. Man hatte mir gesagt, daß sie die Kinder auch im Beten unterrichteten. Ich sammelte einen kleinen Haufen Kinder um mich und buchstabirte ihnen das Vaterunser vor, indem ich sie bat, mir die Worte nachzusprechen. Die Kinder grinsten, lachten, zeigten ihre weißen Zähne und bewiesen mir deutlich, daß keins von ihnen wußte, daß sie einen Vater im Himmel hatten oder was das wunderliche Gebet bedeuten sollte.

Die Kinder waren gut genährt. Sie werden hier getrennt von ihren Aeltern gehalten, weil um diese Zeit auf den Plantagen, auf denen die letztern arbeiten, bösartige Fieber grassiren.

Wenn ich hier auch keine Reformatoren gefunden habe, wie ich sie zu finden erwartete, so habe ich doch von einigen derselben sprechen hören, von einem Plantagenbesitzer in Florida und einem solchen in Georgia, welche Schulen für die Negerkinder halten, um dieselben zu guten und freien Menschen vorzubereiten. Einer von diesen beiden Männern, Mr. N**, soll große Hoffnun-

gen von der Bildsamkeit der Negerkinder, ja sogar größere als von den weißen Kindern haben.

Warum habe ich von diesen christlichen Pflanzschulen nicht früher gehört? — Ich würde alles Mögliche gethan haben, um sie besuchen zu können und sie mit meinen eigenen Augen zu sehen. Solche Plantagen in den Sklavenstaaten sind wie heilige Orte zu betrachten, nach denen die Pilger wallfahrten müssen, welche Erhebung des Gemüths und neue Kraft des Glaubens in der Hoffnung suchen. Was habe ich wol in den südlichen Staaten so eifrig gesucht und wonach habe ich wol so eifrig gefragt als nach solchen Orten?!

Es liegt nicht in meiner Natur, Stoff zum Tadeln zu suchen. Ich nehme die Gegenstände für den Tadel nicht eher auf, als bis sie sich mir aufdrängen. Ich scheue mich nicht, die Nacht zu sehen, aber ich suche das Licht, welches die Nacht verklären kann, in Allem und bei Allen. In der Nacht der Sklaverei habe ich Freiheitsmomente mit dem Glauben und mit der Hoffnung an Amerikas Genius gesucht. Daß ich die Nacht so gewaltig schwarz und die Arbeit des Lichts in den Sklavenstaaten noch so schwach gefunden habe, ist nicht mein Fehler.

Charleston, 3. Juni.

Wieder hier, in dem guten Hause meiner guten Mrs. Howland, in einem der friedenvollsten und zugleich der schönsten Häuser, die ich in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Es ist schön, eine kleine Weile hier ausruhen zu dürfen nach den Strapazen dieser drei letzten Wochen, die zuweilen gar nicht unbedeutend waren. Allein ich habe doch Florida gesehen und verstehe nun die Beschaffenheit und den Umfang des Reichs, der großen Heimat, die sich in Nordamerika für alle Völker der Erde bildet, besser als vorher.

Aus der Heimat des ewigen Sommers reise ich nun hinauf in die des Winters, in „die Weißen Berge“, in

Neuenglands nördlichste Staaten, und dann — — — in die Heimat; denn ich habe dann Alles gesehen, was ich auf dieser Seite des Oceans sehen wollte.

Unter den denkwürdigen Erinnerungen auf unserer letzten Reise darf ich eine Morgenfahrt in großen Böten von ausgehöhlten Cypressenbäumen von der Ortegaplantage bis nach Jacksonville, wo wir ein Dampfschiff nahmen, nicht vergessen. Der Morgen war herrlich und die Neger ruderten tüchtig und mit frischem Muth. Die Herren von der liebenswürdigen Familie auf der Ortegaplantage begleiteten uns bis an Bord. Sie gehörten zu den Guten und Stillen im Lande.

Von Mr. Cooper schied ich mit wahrer Dankbarkeit für seinen interessanten Umgang und mit einer ganz entschiedenen Zuneigung für einen der jungen Söhne des Hauses, dessen breite Stirn eine vorurtheilsfreie Gesinnung und einen humoristischen Sinn verbarg.

Die Stelle, wo wir das Dampfschiff nach Savannah besteigen sollten, war dieselbe, wo früher die Stadt Frederica von Oglethorpe, dem ersten Ansiedler Georgias, angelegt wurde.

Die Lage scheint vortrefflich gewesen zu sein, allein es sind von der Stadt nur noch einige Ruinen übrig, die von grünen Bäumen und Gebüschen bekränzt sind.

Wir kamen bei guter Zeit hierher, aber das Dampfschiff ließ mehre Stunden auf sich warten. Inzwischen ging es uns wie in den Feenmärchen. Eine kleine, allerliebste Frau, einer guten kleinen Fee vollkommen ähnlich, nahm uns in ihr Haus auf — ein wahres kleines Feenschloß von Zierlichkeit, Comfort und Behaglichkeit. Alles glänzte darin und schien von Reinlichkeit und Sorgfalt zu leben. Die kleine Frau, alt an Jahren, aber jugendlich an Gemüth, und mit ein Paar hellen lebhaften blauen Augen, klopfte, indem sie eine humoristische Anspielung auf meinen Kopf machte, dermaßen an meine Stirn, daß sie deren Schale hätte zersprengen können, wenn dieselbe weniger dick gewesen wäre. Und dann

deckte sie uns einen Tisch, der von köstlicher Tischwäsche, Porzellan und Silberzeug schimmerte, und darauf eine Mahlzeit von Thee, Butter und Brot, Kartoffeln (auf meinen Wunsch), Eiern u. s. w. Nein, eine Mahlzeit von einer Feenhand konnte nicht ausgesuchter und wohlschmeckender sein. Die heitere und geistreiche kleine Frau und ich tranken miteinander einen Toast auf „Freundschaft und Kartoffeln" als die nothwendigsten Erfodernisse irdischen Glücks.

Und so reisten wir nach Savannah.

In Savannah sah ich außer meinen alten guten Freunden — stets gütig und freundlich! — eine Seemannsherberge unter dem Schutze der Frauen in der Stadt. Es war eine einfache, aber gut gepflegte und wohlgelungene Einrichtung, in welcher die Matrosen der Schiffe, die nach Savannah kommen, für möglichst billige Preise soviel als möglich Bequemlichkeiten und in einem großen gemeinsamen Saale körperliche Speise und auch gute geistige Nahrung bekommen. Die letztere besteht aus guten Büchern und kleinen Tractätchen mit Abhandlungen und Erzählungen von religiöser Tendenz.

Die lebhafte angenehme Frau, die mich hierher führte, Mrs. Burrows, die Tochter des Judge Berrian, ist eine der Directricen und obgleich sie eine glückliche Gattin und Mutter von sechs Knaben und einem Mädchen ist, findet sie doch Zeit und Herz genug, sich der Heimat der Söhne Neptun's anzunehmen. Gattin, Mutter, Bürgerin, das sind die Titel für die Frauen der Neuen Welt.

Am Abend machte ich im Hôtel „Pulaski-house", wo ich mich während der kurzen Zeit aufhielt, um nicht von Mrs. Howland getrennt zu werden, Bekanntschaft mit einer jungen Frau von einer Plantage, die mit ihren Kindern — sieben Knaben, von denen einer immer nur ein oder höchstens zwei Jahre im Alter von dem andern entfernt war — in die Stadt gekommen

war. Mutter und Kinder waren voll von frischem Lebensgeist und die fröhliche Mutter ängstigte sich nur darüber, daß sie ihre muntern Knaben nicht recht zusammenhalten konnte, die in der Stadt herumlaufen wollten, wie sie auf dem Lande gewohnt gewesen waren. Hier sollten sie in die Schule gehen.

Die Familien in Nordamerika sind sehr zahlreich, doch nicht so wie in England. Die höchste Zahl von Kindern, die ich hier habe nennen hören, ist zwölf von einem Paar, und dies ist noch dazu eine Seltenheit. Sieben scheint im Allgemeinen die höchste Kinderzahl in einer Familie zu sein. Nicht selten findet man aber auch kinderlose Ehepaare.

Allein nun muß ich dir Einiges über Südcarolina sagen, denn Südcarolina will in diesem Augenblicke ein Staat für sich, apart vor allen andern Staaten sein. Es ist nämlich höchlichst erzürnt über das Unrecht, welches nach seiner Ansicht die südlichen Staaten während des letzten Congresses durch den Compromiß zwischen den freien und den Sklavenstaaten in der californischen Frage erlitten haben. Ganz kürzlich ist eine große „Zusammenkunft" von den Staatsmännern des Staates in Charleston gehalten worden, auf welcher, nachdem man gehörig gegessen und getrunken hat, mit großem Enthusiasmus der heldenmüthige Entschluß gefaßt worden ist, sich von der Union zu trennen („secede") und gegen die nördlichen Staaten derselben eine feindliche Haltung anzunehmen. Der Palmettostaat scheint dabei auf große Unterstützung von den andern südlichen Staaten gerechnet zu haben; allein darin hat er sich geirrt. Georgia, Alabama und Louisiana und Andere haben sich offen für die Union erklärt, und in den Zeitschriften Floridas las ich scharfen Tadel gegen das Benehmen des Palmettostaates. Mississippi ist noch der einzige Staat, der ungewiß zu sein scheint, ob er sich für die Union oder gegen dieselbe und für Südcarolina erklären soll.

Indessen scheint es, als ob Südcarolina selbst gleich

dem Könige Philippus alten Andenkens während des Rausches und nach dem Rausche verschiedener Stimmung sei und daß die guten Brüder, nachdem sie in Charleston gegessen und getrunken und sich für den Krieg erklärt haben, gleichwol nach ihrer Nachhausekunft gefunden haben, es sei Allen weniger daran gelegen, Krieg zu führen, als daheim in Ruhe zu sitzen. Auch fehlt es nicht an klugen und guten Bürgern, die sich offen gegen die heroischen Erklärungen der großen „Zusammenkunft" aussprechen und man macht sich auch darüber lustig. In einer hiesigen Zeitung las man kürzlich folgendes Citat aus einer Rede, die von einem heldenmüthigen Mitglied der großen „Zusammenkunft" gehalten worden sein soll:

— „Ja, meine Herren, ich betheure, daß ich, wenn der Krieg ausbricht, der Erste sein werde, der über seine Baumwollenfelder laufen und wie der General Washington auf dem Schlachtfelde von Waterloo rufen wird: — «Ein Pferd, ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!»"

Aus den Bemerkungen, die ich gehört und in den hiesigen Zeitungen gelesen habe in Bezug auf diese „Zusammenkunft" und deren Folgen, sehe ich, wie frisch und klug „public opinion" ist, wenn man ihr nur Zeit läßt.

Wahrscheinlich wird die Erklärung Südcarolinas über die „secession" nur ein Beweis für die innere Kraft der Union, sich troß des Misvergnügens einzelner Glieder zusammenzuhalten.

Mr. Poinsett's Brief an die Versammlung (zu welcher er eingeladen, aber nicht gekommen war) wird als ausgezeichnet im höchsten Grade durch Edelsinn und Staatsklugheit gerühmt. Er hält innig zur Union und weist nach, daß Südcarolina in seinen Behauptungen Unrecht hat. Ein Privatbrief von diesem alten edeln Staatsmann hat mich in diesen Tagen erfreut durch die wiederholte Einladung, ihn in seiner Heimat zu besuchen, „um dort mit ihm über den Zustand und die Zukunft der Vereinigten Staaten zu sprechen". Ich würde sehr gern

eine solche Unterredung mit ihm haben, aber die Zeit erlaubt mir nicht, nach seiner Eremitage zu reisen.

Unter den Gesprächsgegenständen des Tages ist auch ein skandalöser Streit, der in den Zeitungen Neuyorks zwischen mehren Privatpersonen geführt wird. Einer der vornehmsten Literaten der Stadt ist in den Streit verwickelt, der auch der Ehre und dem guten Namen einiger angesehener Frauen gilt. Der Kampf wird mit großer Bitterkeit und Rücksichtslosigkeit geführt und gute und denkende Leute sehen demselben mit Unwillen und Ekel zu und tadeln überhaupt die persönlichen Angriffe und Grobheiten, die noch immer zu den größten Fehlern der amerikanischen Zeitungspresse gehören. Gewöhnlich werden jedoch die Frauen dabei geschont und finden stets starke Vertheidiger. Ein Mann, der im Reden oder im Druck sich grobe Ausdrücke oder Ausfälle gegen ein Frauenzimmer erlauben würde, würde von dem bessern und größern Theile des Volkes als ein Mensch von „schlechter Erziehung und von schlechtem Geschmack" verurtheilt werden. Ein stilles Verdammungsurtheil schließt ihn von der bessern Gesellschaft aus. So edel und ritterlich denkt man hier zu Lande.

Ich werde nun eine Woche ruhig hier bleiben, theils weil ich mich hier so wohl fühle und der Ruhe bedarf, theils um meine Toilette unter Leitung und Beistand meiner guten Mrs. Howland ein wenig in Ordnung zu bringen. Ich denke hier mehr als daheim an meine Toilette, denn ich muß hier die Schwedin repräsentiren und will dies mit Ehren, wenn auch in aller Bescheidenheit thun. Mein Anzug besteht daher stets in schwarzer Seide und einer Mantille oder leichten Jacke, ebenfalls von Seide, mit Spitzen garnirt. Auf der Straße kannst du mich in einem weißseidenen Hute mit weißem Schleier und in einem schwarzseidenen Mantel oder Kleide sehen. Ich suche dabei Ernst mit einiger Eleganz zu verbinden.

Von hier aus gedenke ich mich durch das Hochland von Nordcarolina und Georgia, deren Naturmerkwürdig-

keiten ich gern sehen möchte, in den Staat Tennessee, auf den Tennesseefluß und dann nach Virginien „the old Dominion“ zu begeben, woselbst ich einige Zeit bleiben und die Natur sowie die Menschen kennen lernen will.

Hier ist es gegenwärtig entsetzlich warm und man geht beständig wie in einem Dampfbad. Ich würde viele Briefe schreiben und Verschiedenes lesen, aber ich bin oft mehre Stunden hintereinander nicht im Stande, etwas Anderes zu thun, als in meinem Schaukelstuhl zu sitzen und mich hin und her zu wiegen.

— „Ach, jetzt geht es wol noch an, jetzt beim Beginn des Sommers!“ — spricht Mrs. Howland — „aber wenn diese Hitze vier bis fünf Monate gedauert hat und immer noch kein Ende nehmen zu wollen scheint, dann“ — — — Kein Wunder, daß so viele junge Frauenzimmer hier so blaß und abgezehrt aussehen.

Die Vegetation ist im höchsten Flor und die Wälder stehen in herrlicher Blüte. Der „Indianoride“-Baum, der Fransenbaum, der Tulipanenbaum, die Magnolia und Andere entfalten ihre prächtigen Blüten. In den Gärten duften Rosen und Orangenblüten, die Nectarinen setzen Früchte an und die Feigenbäume tragen bereits reife Früchte. Man genießt, aber mit mattem Leben.

Am schönsten sind die Abende, und an ihnen draußen auf der obern Piazza zu spazieren, geschützt von Rosenspalieren und umschmeichelt von Lüftchen von der Flußseite her, ist mein größter Genuß.

11. Juni.

Morgen verlasse ich dieses gute Haus, diese liebenswürdige Familie für immer. Es wird mir schwer, es zu sagen, aber es ist so. Schöne Stunden und Tage habe ich auch diesmal darin und bei einigen andern Freunden in Charleston verlebt. Abermals habe ich großen Genuß in Mrs. Holbrook's Gesellschaft gefunden, abermals bin ich mit ihr einen ganzen schönen Tag in den Myrtenwäldern bei Belmont gewesen und habe eine Unterhaltung mit ihr gehabt, die das Leben vertieft und

zugleich erweitert. Mrs. Holbrook hat mehr Phantasie als ich, und ihr poetischer Sinn in Verbindung mit einem Gesichtskreise von unbeschränktem Umfange macht mir den Umgang mit ihr im höchsten Grade belebend und wohlthuend.

Von mehren guten Freunden habe ich wiederholte Beweise ihrer dauernden innigen Herzlichkeit erhalten und von dem edeln unitarischen Geistlichen Mr. Gilman einen Segen, den ich in meinem Herzen aufbewahre. Als ich eines Tages sein ascetisch reines Profil zeichnete, fragte ich ihn: — „In welchem Alter haben Sie sich am glücklichsten gefühlt?" — Er antwortete: — „Zwischen funfzig und sechzig Jahren!" — Ich hörte diese Antwort mit Freuden, denn ich nähere mich jetzt dem funfzigsten Jahre und hoffe auf seine beruhigende Macht.

Der junge Missionär Miles, an dessen Namen und Buch du dich aus meinen Briefen vom verflossenen Jahre her erinnern wirst, hat die Freude gehabt, von dem edeln Neander in Berlin einige Zeilen zu empfangen, welche die Worte enthalten: — „Dem jungen Missionär in Südcarolina reicht der alte Neander seine Hand über den Ocean zur brüderlichen Vereinigung und zum Zeichen herzlicher Anerkennung u. s. w." Solche Zeichen sind schöne Zeichen der Zeit!

Unter den Denkwürdigkeiten der letztern Zeit muß ich den Sklavenmarkt am verflossenen Sonnabend erwähnen. Da kommen nämlich die auf den Plantagen wohnenden Sklaven mit ihren Waaren und kleinen Industriegegenständen von geflochtenen Körben, Matten u. s. w. nach Charleston, stellen diese Gegenstände öffentlich aus, preisen sie an und verkaufen. Diese Scene ist heiter, dauert aber nur einen Abend! Dazu gehört auch der Besuch einiger Negerschulen, ein Besuch auf dem neu angelegten Begräbnißplatz für Charleston „the magnolia" und — eine Nacht auf Sullivan's Insel!

Von den Negerschulen war die eine für die Kinder freier Neger bestimmt. Sie wurde von einem weißen

Lehrer bei offenen Thüren gehalten. Ich sah hier eine Versammlung farbiger Kinder in allen Nüancen zwischen kohlschwarz und fast vollkommen weiß. Die Schulbücher, die ich mir zeigen ließ, waren dieselben, welche in den amerikanischen Schulen für die Kinder der Weißen eingeführt sind.

Diese Schule ist eine gute Anstalt, aber sie ist augenscheinlich ein gefährliches Element in einem Sklavenstaat, wenn sie nicht mit dem Unterricht der Neger in Einklang gebracht wird.

Ich hatte auch von heimlichen Schulen für die Kinder der Sklaven sprechen hören, allein ich konnte nur mit ungemein großer Mühe eine solche entdecken und, nachdem ich endlich eine gefunden hatte, war es ebenso schwer, hineinzukommen — so sehr fürchtete man die Strenge der Gesetze, die bei schweren Strafen verbieten, die Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Als ich endlich in das geheime Zimmer kam, fand ich in diesem ungemüthlichen dunkeln Loch ein halbes Dutzend arme Kinder, deren Aussehen von der größten Dummheit und von thierischem Wesen zeugte. Sie waren augenscheinlich hierher gebracht worden, um einen Versuch zu machen, sie zu vermenschlichen.

„Magnolia Cemetery“ ist eine edle und großartige neue Anlage, eine Ehre für Charleston. Sie liegt am Meer, dessen reine erfrischende Winde mit erweckendem Leben darüber wehen. Auf drei Seiten sieht man im Hintergrunde Magnolia- und Cedernwaldung, vorn ist das blaue Meer. Der Platz ist niedrig, aber nicht sumpfig, und von Kanälen durchzogen, welche ausgegraben worden sind, um das Fluß- und Meerwasser hinaufzuleiten und kleine Inseln und Halbinseln auf diesem großen Begräbnißplatz zu bilden. Hier und da standen schöne Gruppen von Bäumen des Südens. Die Art und Weise, in welcher die Bevölkerung Amerikas für die Ruhestätten ihrer Todten sorgt, weissagt ihr ein langes Leben auf Erden.

Auf dem neuangelegten Begräbnißplatze sah ich blos zwei Grabsteine; aber jeder derselben hat eine so eigenthümliche und von dem andern verschiedene Geschichte, daß ich sie dir mit wenigen Worten mittheilen muß.

Der eine Grabstein war für ein junges Mädchen, welches das einzige Kind ihrer Mutter war. Eines Tages berührte sie das eine ihrer Augen mit der Hand, mit welcher sie soeben die giftige Blume, welche hier „Nachtschatten" (Solanum nigrum) genannt wird und eine schöne hellgelbe Blüte gleich unserer Kartoffelblüte hat, berührt hatte, und vergiftete dadurch das Auge, welches heraustrat und unförmig wurde. Die damit verbundenen Schmerzen zehrten an dem Leben des jungen Mädchens. Sie welkte hin, aber auf eine schöne und fromme Weise. Ihre Leiden und ihre Geduld machten sie zum Gegenstande der allgemeinen Liebe. Sie und ihre Mutter verwandelten durch die Kraft der Religion die Wanderung zum Grabe in einen lichten Pfad, über welchen der „Nachtschatten" keine Gewalt erhielt. Nach zweijährigen Leiden starb sie, wie ein guter Engel sterben kann, und ihr Grab ist von lauter lichten Erinnerungen umgeben.

Der zweite Grabstein gehört einem jungen Manne zu, welcher während des Krieges gegen Texas oder Mexico (ich weiß nicht genau, in welchem von beiden) Offizier in der amerikanischen Armee war. Er saß eines Tages mit einem Kameraden bei Tische, als er Befehl erhielt, zu dem commandirenden Offizier zu kommen. In jugendlichem Leichtsinn oder Uebermuth sagte er: — „The deuce take me, if I go!" — oder einen ähnlichen Ausdruck. Aber er ging dessenungeachtet. Diese unüberlegte Aeußerung wurde dem Chef hinterbracht und dieser befahl, daß der junge Offizier des Beispiels wegen durch einen Knebel in den Mund (ich weiß nicht, ob einen Tag oder mehre Tage hindurch) bestraft werden sollte. Als die Strafe vollstreckt werden sollte, sagte der Jüngling: — „Von nun an esse ich nicht wieder. Niemand

soll mir vorwerfen können, daß ich einen Knebel im Munde gehabt habe." — Und er weigerte sich, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Als der Chef von der Aeußerung und von dem Benehmen des Offiziers im Arrest unterrichtet wurde, bereute er seinen barbarischen und übereilten Befehl und ging, wie man sagt, persönlich zu dem jungen Mann, um ihn zur Aenderung seines Entschlusses zu bestimmen. Vergebens. Der junge rüstige Krieger starb in der Erbitterung seines Herzens und verhungerte nach Verlauf einer Woche, zum unaussprechlich bittern Schmerz seiner Familie, die nur durch die Mutter des Todten sich abhalten ließ, den unverständigen Befehlshaber zur Verantwortung zu ziehen, weil dieselbe mit der Familie dieses Befehlshabers in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen stand und sehr wahr äußerte: — „Die Rache kann mir meinen Sohn nicht wieder geben!"

Große Leiden haben die „Magnolia Cemetery" bereits zu einem Ruheplatz geweiht.

Die Reise nach Sulivan's Insel machte ich mit Mrs. Howland allein. Es war mir lieb, mit ihr allein diese letzte Ausflucht in Südcarolina zu unternehmen und mit ihr zum letzten mal den Seewind in den Palmetto- und Myrtenwäldern dieser Insel zu kosten. Als wir auf dem Dampfboot daselbst angekommen waren, nahmen wir einen Wagen, um uns auf der Sandbank herumzufahren. Unser Kutscher war ein funfzehnjähriger Yankee, gutmüthig und munter, der von Boston nach Charleston gekommen war, um sein Glück zu versuchen. Der Knabe hatte eine „Common school" besucht und war sehr verständig in seinen Reden und Antworten. Wir vertrauten uns seiner Leitung an und vertieften uns in eine Unterredung, die uns erst nach Verlauf einer halben Stunde bemerken ließ, daß wir, anstatt auf der festen Sandbank zu fahren, beständig im Wasser fuhren und immer tiefer ins Wasser geriethen. Wir riefen den Knaben an; er sah nachdenklich aus, meinte aber, wir würden schon durchkommen, und so

fuhren wir denn noch eine Weile fort. Aber endlich reichte das Wasser bis über die halbe Höhe unserer Räder, wir geriethen in tiefe Gruben und es zeigte sich deutlich, daß wir nicht auf dem richtigen Wege waren. Als wir mit unserm Kutscher weiter verhandelten, ergab es sich, daß derselbe, anstatt uns, wie gewöhnlich, auf die gewöhnliche und südliche Seite der Insel zu fahren, auf deren nördliche Seite gefahren hatte, weil er gern den Versuch hatte machen wollen, ob man auf dieser Seite ebenso gut auf die Insel kommen könnte. Er hatte ein Experiment mit uns gemacht.

Mrs. Howland lachte so herzlich über das Unternehmen des Jungen, mit uns ein Experiment anzustellen, welches uns das Leben kosten konnte, daß ihre Vorwürfe alle Kraft verloren. Der Junge war zwar ein bischen verlegen, lächelte aber dessenungeachtet und wollte das Experiment gern zum Ende bringen. Allein diesem Wunsche widersetzten wir uns mit Entschiedenheit, da wir die Beschaffenheit des Bodens gar nicht kannten und jeder neue Schritt vorwärts unser letzter Schritt sein konnte. Wir ließen uns bei einem Gebüsch ans Land setzen und überließen dem Knaben, seinen Weg mit Wagen und Pferden über die Insel zu finden, so gut er es vermochte.

Wir suchten unsern Weg durch Büsche und Gestrüpp und Mrs. Howland lachte während des ganzen Weges mit unvergleichlicher Gutmüthigkeit über den charakteristischen Zug des Yankeeknaben. Nach einer Stunde Weges, durch dichtes Gestrüpp kriechend und im Sande watend, fanden wir endlich einen Fußsteg und Spuren von Umzäunung. Als wir uns von hier aus umsahen, erblickten wir auf dem Gipfel des höchsten Sandhügels in dieser Gegend der Insel zu unserm Erstaunen einen bespannten Wagen. Es war — — — ja, ganz richtig — es war unsere eigene Equipage, die aus dem Wasser zu dieser Höhe emporgeklettert war. Und auf dem Kutschbock saß ganz gemüthlich unser Yankeebursche und sah sich um, die Geographie der Insel studirend.

Nach Verlauf einiger Stunden hatten wir uns endlich bis auf die südliche Seite der Insel und bis zur Festung gelootset und fanden dort unsere Equipage und den Yankeeburschen unserer wartend, und zwar den Burschen ebenso gemüthlich und gut gelaunt, als ob Alles auf das beste von statten gegangen wäre.

Uns hatte es nicht besonders gefallen, und noch weniger gefiel es uns, als wir das letzte Dampfschiff von der Insel nach der Stadt abfahren sahen, bevor wir den Strand erreichen konnten. Wir mußten über Nacht auf der Insel bleiben. Aber wir hatten ein gutes Hôtel und das Meer und den schönsten Mondschein, und diese Nacht auf Sullivan's Insel, zum größten Theil wachend verbracht, wurde mir eine der erinnerungsreichsten, die ich unter dem Himmel von Südcarolina zugebracht habe.

Heute sah ich auf einer Spazierfahrt im Wagen außerhalb der Stadt einen Mann, der einen Negerknaben führte, dem beide Hände mit Stricken gebunden waren. Der Mann saß zu Pferde, der gebundene Knabe (er konnte vierzehn bis funfzehn Jahre alt sein) ging hinter dem Pferde. Der Knabe hatte wahrscheinlich einen Fluchtversuch gemacht und wurde auf diese Weise in die Stadt gebracht, um daselbst ausgepeitscht zu werden. Das Volk sah gleichgültig zu, als ob etwas ganz Gewöhnliches vorginge. Schöne Sitten!

Bei einer Fußwanderung durch die Stadt mit meiner guten Mrs. Howland sahen wir einen alten wohlgekleideten Neger, dem die Nase blutete, auf einem Stein sitzen. Mrs. Howland blieb stehen und fragte:

— „Blutet Ihr, Daddy?"

— „Ja, Missis, ja" — antwortete er freundlich — „es will gar nicht aufhören."

— „Da, nehmt meine Schlüssel, Daddy, und legt sie auf den Nacken, so wird es bald aufhören!" — sagte Mrs. Howland, nahm ihr Schlüsselbund heraus und legte dasselbe eigenhändig auf den Nacken des schwarzen Daddy. Es dauerte jedoch eine Weile, bis die beabsichtigte Wir-

kung eintrat. Daddy bedankte sich herzlich, jedoch nicht etwa wie für eine ungewöhnliche Gunstbezeigung. Und solch ein Benehmen Weißer gegen Schwarze ist in den Sklavenstaaten nichts Ungewöhnliches. Allein die Sklaverei selbst bewirkt, daß man gute und schlimme Sklavenbesitzer auf gleiche Weise beurtheilt; und doch sind sie so verschieden voneinander wie Tag und Nacht.

Aus meiner beabsichtigten Reise durch die nördlichen Theile von Georgien und Tennessee wird nichts, gerade wie im verflossenen Jahre. Die Hitze ist drückend, der Tennesseefluß so ausgetrocknet, daß die Dampfschiffe nicht darauf fahren können, Bequemlichkeit gibt es auf diesem Wege gar nicht, die Beschwerden dagegen in Diligencen und auf den schlechten Wegen sind vielfach und aushaltend. Ich vertraue mich also auch diesmal dem Meer an, aber blos auf vierundzwanzig Stunden, lande dann im nördlichen Carolina und setze meine Reise durch diesen Staat nach Virginia fort. Wahrscheinlich reise ich nordwärts mit demselben Dampfboot, in welchem Mr. und Mrs. Holbrook reisen.

Ich bin gesund, mein liebes Herz, und meine Freunde in Savannah und Charleston schmeicheln mir damit, daß ich mich verjüngt und verschönert („wonderfully improved") hätte, und schreiben dies dem Klima von Amerika (dem schlechtesten unter der Sonne zu einem Verjüngungsproceß) zu. Aber ich weiß es besser und preise Cuba dafür. Doch — — die guten heimatlichen Häuser hier und dort vor allem. Segen über sie! Aber — — — alt bin ich doch im Aeußern geworden; das sehe und fühle ich, und darauf muß ich dich vorbereiten. Die Anstrengungen der Reise und das Klima des Westlandes haben deutliche Spuren in mir zurückgelassen. Ich möchte dir gern sagen können, daß sich irgend etwas Anderes bei mir verjüngt hat; aber ich wage es noch nicht.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zurückgabe dieses Buches muß spätstens in 14 Tagen erfolgen. Diese Frist kann aber, **mit Genehmigung des Bibliothekars,** verlängert werden. Im Unterlassungsfalle wird das Buch durch einen Boten abgeholt, welchem der Leser $2\frac{1}{2}$ Sgr. zu zahlen hat. Beschädigung des Buches hat dessen Ersatz und nach Umständen Ausschließung von der Benutzung der Volks-Bibliotheken zur Folge.